This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

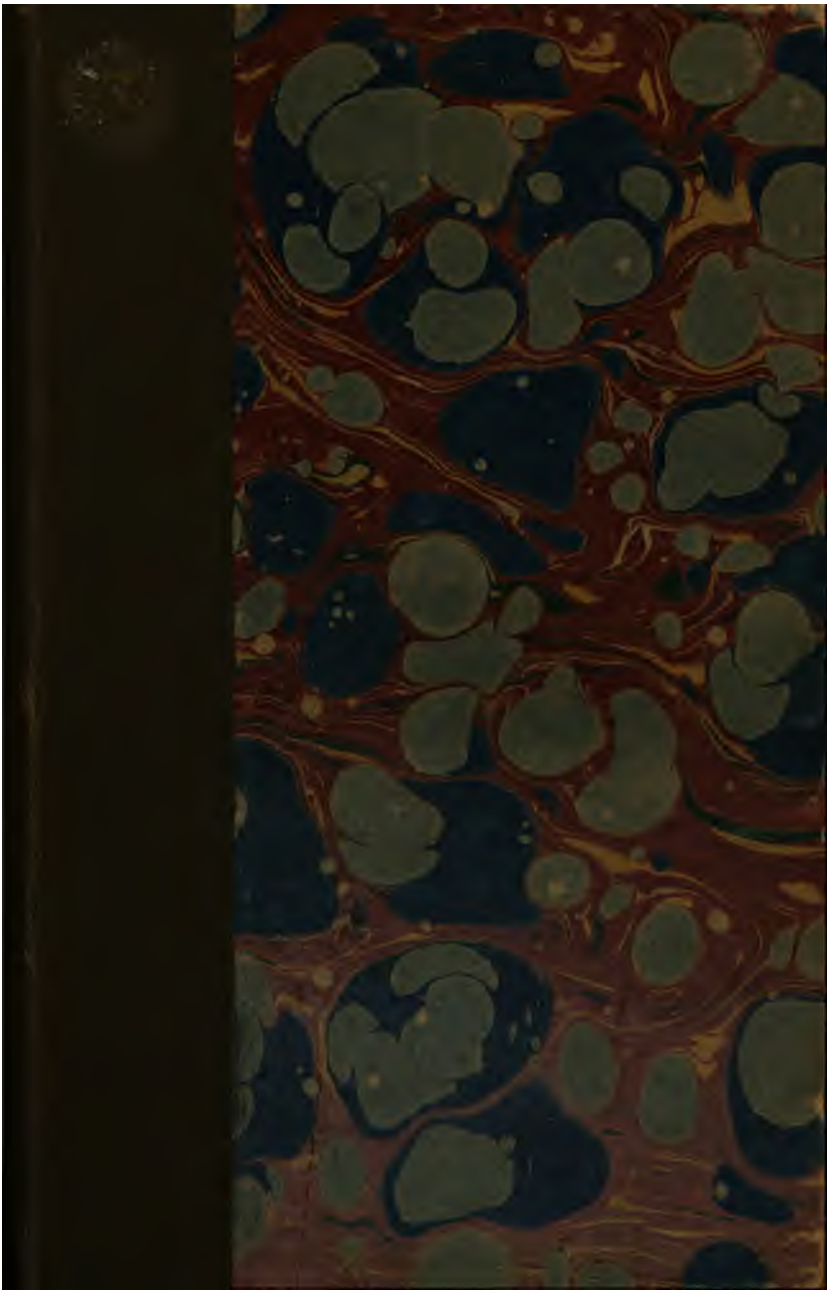
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

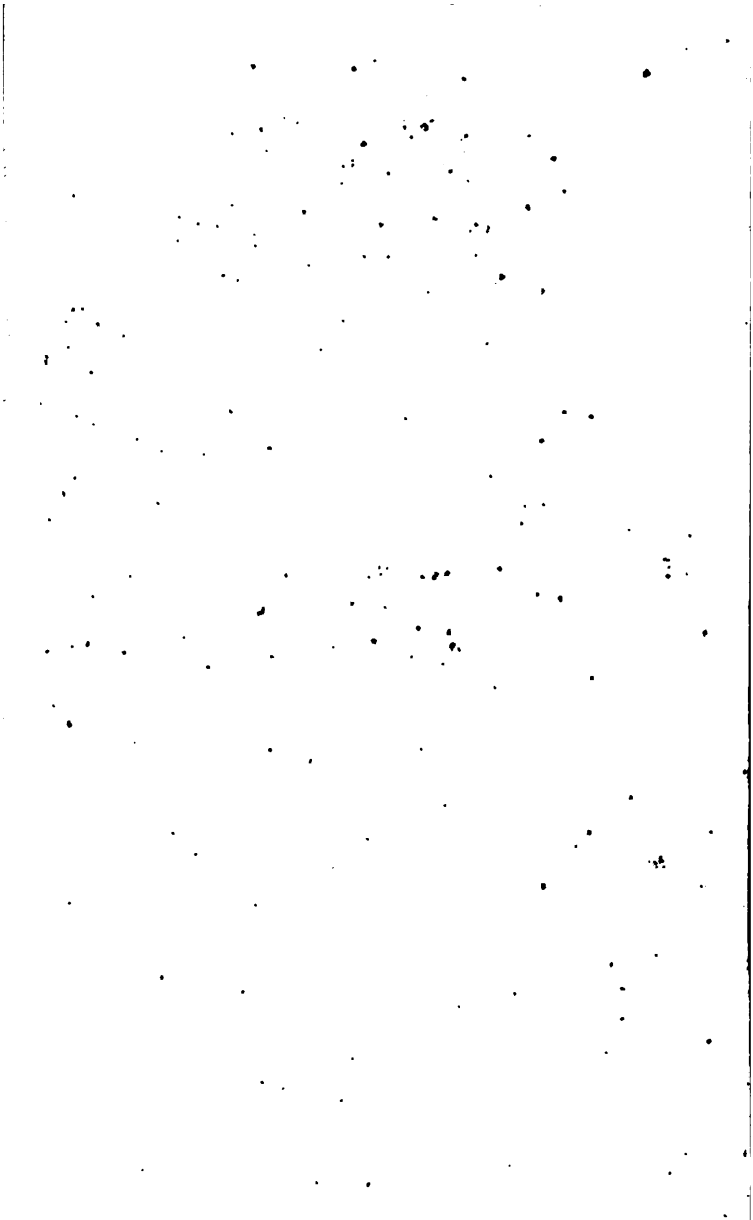
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



216

Vet. Ger. III A. 652



Geschichtliche

Vorträge

über

altdeutsche Sprache

und

Literatur

von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 7 JUN 1971
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Dieſe Vorträge ſind einem größeren Ganzen von Vorleſungen entnommen, welche vor Studirenden einer norddeutſchen Univerſität gehalten wurden.

Vorträge über deutſche Literatur ſind gegenwärtig auf vielen Schulen eingeführt. So weit iſt man doch gekommen. Man ſollte aber noch einen Schritt weiter gehen und zum Studium der Sprache vordringen.

Die Unkenntniß der alten Dialekte ſteht den Lehrern ſehr im Wege. Sie wiſſen nicht das intereſſante Material zu benutzen, welches an Reichthum alles übertrifft, deſſen alte und

neue Literaturen ſich rühmen können. Handbücher und Blumenleſen ſind ein ſchlechter Erſatz für die Benutzung der Quellen und ſolcher Unterſuchungen, welche die Bekanntſchaft mit den Quellen vorausſetzen.

Iſt der Lehrer, wie billig, ſeinen Schülern vorangegangen, ſo reize er zur Nachfolge auf ähnliche Weiſe, wie hier verſucht worden, das heißt, er verflechte intereſſante ſprachgeſchichtliche Bemerkungen in den Vortrag der Literaturgeſchichte. Wir können nicht anders, als ihm dieſelbe günſtige Erfahrung wünſchen, welche wir in dieſer Hinſicht gemacht haben. Denn ſchon nach dem Ablaufe einiger Wochen wurden wir um Leſung eines mittelaltrigen Dichters erſucht, und, indem wir dieſe mit einem kurzen Vortrage über die grammatiſchen Sprachformen

jener Zeit begleiteten, durften wir uns schon gegen die Periode der Hohenstaufen ganz mit der Literatur beschäftigen; wodurch denn unser erster Plan zu beiderseitigem Vortheile abgeändert wurde.

Hätten diese Darstellungen nun auch keinen anderen Werth, als in Beziehung auf obige Idee, welche vielleicht hie und da angeregt und geleitet wird, so möchte dieses schon hinreichend seyn, um der Veröffentlichung derselben das Wort zu reden. Sind sie außerdem in allgemeinerem Grade interessant, desto besser; obgleich uns selbst daraus keine große Ehre erwächst und alles Verdienst in dieser Hinsicht einem Grimm, Dozen, Schlegel, den Herausgebern des Ulfila und Anderen gehört. Um die Wissenschaft zu bereichern, dazu gehörte ein anderes Studium,

als wir gemacht haben. Allein der Leſekreis, welcher ſich um die Wiſſenſchaft verſammelt, iſt bedauerlicherweiſe nur ſehr enge, und vielleicht iſt es auch ein Verdienſt, ein populaires Schallrohr auf die Lippe der Gelehrſamkeit zu ſetzen.

Eine andere Vorbemerkung gelte unſerm Manuſcript. Wir zogen es vor, daſſelbe in dem Zuſtande zu laſſen, worin es uns dienlich war. Der Vortrag ſelbſt war reicher und mit Beiſpielen durchflochtener. Doch ſind die wichtigſten Objecte auch in der Handſchrift mindeſtens angedeutet, und zwar meiſtens ſo, daß ſie auf die Quellen zurückführen.

Einleitung.

Folgende Einleitung geben wir unſern Vorträgen:

Meine Herren! Sie wollen meine Vorleſungen über unſere National-Literatur mit Ihrer Anweſenheit beehren, unſere deutſche National-Literatur, welche ſeit geraumer Zeit auf dieſer Akademie keinen Lehrer gefunden hat. Wohlan! Erfüllen Sie ſich mit der großen Bedeutung, welche dieſe Stunden für uns haben. Sie ſollen die Geſchichte des deutſchen Geiſtes hören, dargeſtellt an dem unmittelbarſten Producte des Geiſtes, an der Sprache und an den Schöpfungen, welche durch die Sprache realiſirt werden. Dieſe Geſchichte beginnt mit den erſten deutſchen Lauten, welche uns die römiſchen Autoren als ſchauerlich klingende, barbariſche über-

liefert haben, und endigt mit den Symphonieen, welche Philoſophie und Dichtkunſt der letztverfloſſenen Periode concertirend aufführten.

Sie ſehen, das Gebiet iſt unermeßlich. Welche Sprache des Erdbodens läßt ſich durch mehr als tauſend Jahre ſtetig verfolgen? Sie ſehen aber auch, daß wir ein ſo unermeßliches Gebiet nicht mit kleinen Schritten durchwandern dürfen. Wir werden von Höhen zu Höhen ſchreiten und die Literatur im Thale maſſenweiſe überſchauen. Um äußerliche ſchlechte Vollſtändigkeit iſt es uns ohnehin nicht zu thun. An untergeordneten Talenten iſt jede Literatur nicht arm; dieſe dürfen, um den Blick nicht zu verwirren, nur im Chorus auftreten. Nur die großen Geiſter und die großen Gedanken verdienen, daß man bei ihnen verweilt. Laſſen Sie ſich durch nichts, in allen Ihren Studien durch nichts von dieſem Grundſatze abbringen.

Ich kenne die linguiſtiſchen Vorkenntniſſe Einzelner von Ihnen nicht; im Allgemeinen darf ich

keine voraussetzen. Darnach sind unsere Schulen nicht eingerichtet. Was unsere Akademien betrifft, so lassen sie uns hoffen, daß ein gründliches Studium der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte sich einkörpere. Brechen wir die Bahn, verschaffen wir unserer Muttersprache einen Platz neben der griechischen, römischen, arabischen, hebräischen, einen Platz neben der dänischen, englischen und französischen.

Machen Sie sich keine irrigen Begriffe von der Natur meines Eifers. Ich bin kein Deutschthümler. Und Gottlob! die Zeit der unfruchtbaren, großmäuligen Deutschthümelei ist vorüber; gleichwie die romantischen Liebeleien mit dem Ritterthume und dem Pfaffenthume in ihr Nichts verflogen sind.

Die Geschichte fröhnet nicht mehr dem Eigennutze und den Liebhabereien Einzelner; und auch die deutsche Literaturgeschichte wird und muß in einem andern Geiste behandelt werden, als worin Friedrich Schlegel, sonst ihr vorzüglichster Darsteller, sie behandelt hat. Wir sehen gegenwärtig das

Mittelalter mit andern Augen an, als dieſer katholiſirende Romantiker. Nicht als ob wir das eigenthümlich Schöne, Kunſtreiche, Wunderſame, Geheimnißvolle, das uns aus den Domen und Gedichten dieſer Zeit anſpricht, übermüthig oder philiſterhaft zu verkennen geneigter wären, ſondern weil wir uns gewiſſen verdächtigen Rührungen entzogen haben, welche man früher damit verknüpfte. Die kirchliche Myſtik eines Gedichtes, wie Barlaam und Joſaphat, hat, weil ſie unpoetiſch iſt, keinen Reiz für uns. Auch nehmen wir uns heraus, die ewigen Liebesſeufzer und Nachtigallentriller der Herren Minneſänger ein wenig langweilig zu finden. Ueberall, wir wollen durchaus nicht mittelalterig werden, worauf es die romantiſche Schule anzulegen ſchien, indem ſie ewig ihren Kopf nach den hohen Burgen, den tapferen Rittern, nobeln Cavalieren, ehrſamen Bürgern der Vorzeit gedreht und verdreht hielt und die neuere Zeit mit ihrem einfachen Bürgerthume mißlauniſch von der Seite betrachtete. Dieſe Schule, meine Herren, iſt ſo

gut als todt für uns, wenn sie auch im Einzelnen noch leben sollte. Lassen Sie uns aber, bei allem Tadel, ihre Verdienste nicht vergessen. Sie hat die Phantasie der Deutschen und ihren nationellen Sinn auferweckt. Dies ist ihr Hauptverdienst und wahrlich kein geringes. Deutschland lag in einer traurigen Lebensöde, die Philosophen gingen in der Milchstraße spazieren, die Gelehrten stolperten über die Trümmer von Rom und Athen, Niemand war in Deutschland zu Hause, die Nation beinahe verschwunden, und selbst unsere großen Dichter, die ihre Laufbahn mit ergreifenden nationalen Schöpfungen angetreten und sich an die Phantasie des Volkes gewandt hatten, zogen sich allmählig in eine abstractere, über allem Nationellen hinschwebende Kunstsphäre zurück. Da schlossen uns die Romantiker das Mittelalter auf, und vor den Blicken der verkümmerten Nation öffneten sich die Schauplätze ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit in einem Zeitalter, welches man bisher als das Zeitalter der Barbarei ausgeschrieen hatte.

Haben nun die Romantiker die Größe des Fundes übertrieben und sich rücksichtslos dem Genius des Mittelalters in die Arme geworfen, so sind sie auch nicht völlig ohne Entschuldigung, da ihrer Zeit dasjenige mangelte, was den großen Geist anzieht und den beweglichen festhält, der Mittelpunct. Die heutige wünscht aber auf eigenen Füßen zu stehen, und sie ist gerade charakteristisch genug durch das Vertrauen, welches sie in ihre Kräfte zu setzen anfängt.

Mag jedoch unter den mancherlei tüchtigen und rücksichtlosen Bestrebungen dieser Zeit der poetische Geist nicht verfliegen! Mag dieser tiefe Naturgeist, der so ursprünglich im deutschen Volke waltete, niemals ausgelöscht werden und sich stets an den Flammen seines Urquelles neu entzünden! Wie mächtig glüht und sprüht diese Flamme in dem einzigen Liede der Nibelungen, dem großen Gesange der Deutschen, dem einzigen poetischen Naturwerke der neueren Völkerschaften, welches die Hand eines Menschen nur gleichsam äußerlich be-

rührte, und welches so unabhängig dasteht, wie die griechische Ilias und die Poesie selber. Auch wollen wir unser Gedicht nur in dieser Rücksicht mit dem griechischen vergleichen; andere Vergleiche, die man anstellt, sind hinkend, und am unvergleichbarsten sind diese beiden Gedichte leider in ihrer Stellung zu der Nation, welcher ein jedes angehört. Die Nibelungen sind unserer Nation unbekannter als die Sakontala und andere indische und persische Gedichte, die, so poetisch sie ihrem Grunde nach sind, weniger mit unserm Innersten harmoniren und jedenfalls zu schwächlich sind, um unserm Geiste einen heroischen Schwung zu geben. Sind nicht die Nibelungen so unbekannt unter uns, daß man sie für ein Rittergedicht hält und in die Kategorie der übrigen Feudalgedichte des dreizehnten Jahrhunderts wirft? Sprechen Sie ja dieser Meinung nicht nach! Die Nibelungen sind ein Gedicht, woran das ganze Volk gearbeitet, und daher sollten sie auch ein Volks- und Schulbuch seyn, das jedem Knaben in die Hand gegeben würde.

Ja, meine Herren, die ganze Jugend unſerer Nation ſollte frühzeitig in dieſe rauhe und erhabene Alpengegend des deutſchen Geiſtes eingeführt werden, hier wo die Roſe der Poeſie an ſteilen Wänden blüht, wo alle Charakterzüge der Menſchheit in Granit gehauen ſind und der erhabene Donner des Schickſals die Erde in ihren Grundfeſten erbeben macht. Solche Eindrücke gehen dem Gemüthe nicht verloren und gewähren der Jugend eine kernhafte poetiſche Ausſtattung, woran ſie ihr ganzes Leben zu zehren hat. Laſſen Sie uns hoffen, daß dieſes Buch in den Schulen eingeführt wird; mehr wie alles Andere wird es zur poetiſchen Verjüngung unſeres Volkes beitragen. „Lange habt ihr," ſo rief einſt ein geiſtreicher Mann aus, „lange habt ihr das heranwachſende Geſchlecht mit ſüßlicher, aber markloſer Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg iſt auch danach ausgefallen. Verſucht es einmal anders. Führt die Jugend ins Freie hinaus, an den halbverwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eiſen geſchwängerte Quell der

Heldendichtung noch lebendig hervorsprudelt. Da laßt sie einen frischen Trunk thun. Das Eisen ist nicht nur das nützlichste aller Erze im Kriege und Frieden, es ist auch dem menschlichen Körper das angemessenste, und innerlich gebraucht, wirkt es heilsam, die erschlafften Glieder wieder neu zu stählen." Diese herrlichen Worte sprach August Wilhelm von Schlegel, welchem man freilich das „Arzt, hilf dir selber!" hätte zurufen können.

Außer Friedrich Schlegel hat — um andere Bearbeitungen zu übergehen, welchen es theils an sprachwissenschaftlicher Grundlage, theils an dichterischer Auffassung gebricht — Professor Rosenkranz in neuester Zeit die deutsche Literaturgeschichte behandelt. Er hat aber, scheint es, zu viel Hegel im Kopfe und zu wenig einfache Natur, um mit reinem Sinn die poetischen Objecte aufzufassen. Das vorzüglichste Handbuch hat August Koberstein geschrieben.

I.

Vor Carl dem Großen.

Aus den frühesten Zeiten der Geschichte haben wir kein einziges Denkmal der Schrift. Dennoch sind uns unschätzbare Einzelnheiten in den Werken einzelner Römer überliefert. Es wäre allerdings denkbar, daß uns auf demselben Wege noch ungleich Wichtigeres erhalten werden konnte. Plinius war in Deutschland; Tacitus vielleicht nicht, aber er hat ohne Zweifel in Rom Germanen kennen gelernt. Die phönizische Sprache ist im Poenulus des Plautus besser bedacht. Wir haben nichts übrig als

Völker-, Oerter- und Personennamen.

Erwähnungen der Art geschehen in dem Jahrhunderte vor Christus durch Livius und Julius

Cäſar. In dem Jahrhunderte nach Chriſtus iſt Tacitus die reichhaltigſte Quelle. Außer ihm Ptolomäus — aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, berühmter Aſtronom und Geograph; Strabo, zu den Zeiten des Auguſtus und Tiberius, machte Reiſen über den ganzen Erdboden und ſchrieb ein geographiſches Werk; Ammianus Marcellinus, Ende des vierten Jahrhunderts, ſchrieb res gestas aus der ſpäteren Kaiſerzeit. — Außerdem finden ſich auf Inſcriptionen beim Gruterus einige deutſche Namen. — Es gebricht noch an einer vollſtändigen Zuſammenſtellung und Unterſuchung dieſer wichtigen Ueberbleibſel.

Es iſt falſch, wenn man die allgemeine Anſicht aufſtellt, daß die deutſchen Wörter durch die Römer verdorben und ihrer lateiniſchen Ausſprache anbequemt ſeyen. Tacitus vor allen war ſehr gewiſſenhaft, wie es ſcheint. So ſind die häufig vorkommenden Namen Caninefates, Tencteri, Asciburgium zuſammenſtimmend mit Urkunden, die ſechs bis acht Jahrhunderte ſpäter geſchrieben. Das

Wort Thusnelda ſcheint allerdings nur in der Stammſylbe ächt zu ſeyn; das n iſt eingeſchoben und der Name hieß vielleicht Thushild, wie Swanehild, Brunhild, Grimhild. Die Römer nennen den Rhein Rhenus; im Altdeutſchen heißt er Rin, nicht von rinnan, rinnen; denn dieſes Wort kommt immer mit doppeltem n vor. Im Nordiſchen hat Rin wirklich den ſcharfen Ton, weshalb wir auch jetzt Rhein ſprechen. Den Main ſchreibt der Römer Moenus, und das Wort heißt auch im Altdeutſchen Moin. Man kann daran zweifeln, daß die Römer Moenus ausgeſprochen haben, moënus oder mogenus, daher auch die Stadt Mainz Moguntiacum heißt, die dem Main gegenüberliegende.

Bei Zuſammenſetzungen muß man beſtändig auf die Endung des erſten Wortes die vorzüglichſte Rückſicht nehmen:

1) So erwähnt Tacitus in ſeinen Annalen die Namen Badu-henna, Catu-alda, Catu-merus. Da hat man zwei Subſtantive Badu und Catu, die wahrſcheinlich im Gothiſchen auf s endigten. Badu

bedeutet vermuthlich Schlacht, Krieg, angelsächsisch beadu Krieg. Es giebt althochdeutsche Namen, die eben so lauteten und die Thatsache vollkommen bestätigen. So Batufried, Baturi und vielleicht sind die alten Bataver eben hievon abzuleiten. Die andere alte substantive Form Catu in Catu-alda scheint eben so klar zu seyn und hat auch althochdeutsche Namen für sich.

2) Eine andere Art von Zusammensetzungen zeigt in der Mitte den Ausgang auf io, statt dessen später ein bloßes i, a und o zu erscheinen pflegt. So findet man bei Cäsar und Tacitus die Eigennamen: Ariovistus, bei Tacitus Cario-valda, Inguio-merus, wozu wohl auch Cäsars Ambiorix gehört. Die gothische Sprache hat dafür ia, z. B. Ariaricus, Wiliaricus. Später endigen sich diese Namen auf ein einfaches i, z. B. Ari-bert, Ari-bald. Wili-bald (zu der Römer Zeiten also Wilio-baldus) Wili-brord. Die eigentliche Bedeutung von dem ari in Ariovistus steckt ohne Zweifel in dem noch im Altdeutschen vorkommenden Worte

aro, unſer poetiſches Aar, Adler, im Altnordiſchen heißt das Wort ari, alſo dem Ariovistus am nächſten.

In Tacitus Annalen im 2. Buch 16. Capitel wird das Weſerfeld Idista-visus oder wie es im Altdeutſchen gelautet hat Idista-viso genannt. Idista iſt vielleicht ein Superlativ von id ſchön, woher ides, itis die Jungfrau ſtammt, und wovon idel, itel (eitel) ein abgeleitetes Adjectiv zu ſeyn ſcheint. Dieſe Auslegung giebt Jacob Grimm und ſie iſt allerdings den bisherigen abgeſchmackten ſehr vorzuziehen, darnach hätte das Weſerfeld ſo viel geheißen als: Schönſte Wieſe.

3) Gewiſſe Zuſammenſetzungen geſchehen mit dem Dativ, wozu Cermana-ric, Athana-ric gehören.

4) Warum ſagte Tacitus Chatti, Angli, Cherusci, Frisii, Marcomanni, Hermunduri, Suevi, dagegen Teutones, Hermiones, Ingaevones, Istaevones, Vangiones, Gothones. (Der Grieche Pytheas kannte Guthones und Teutones.) Dieſe Ver-

ſchiedenheit der Endung iſt doch offenbar kein Spiel des Zufalls. Wie die dermalige Endung der Wörter im Pl. Nom. gelautet, iſt nicht zu beſtimmen, man kann aber wohl ſehen, daß die ſchwache Declination erzeugt wurde durch Einſchiebung des n. Man hat bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Swabe und Gothen nicht Gothe und Swaben geſagt, aus demſelben Grunde, warum es Suevi und Gothones heißt, nicht umgekehrt. Hieraus läßt ſich die richtige Etymologie dieſer Wörter erklären und man ſieht gleich, daß es nur Unwiſſenheit iſt, wenn manche deutſche Gelehrte bei Ingávonen und Iſtávonen an unſer wohnen gedacht haben. Das v gehört offenbar nicht zur Wurzel, ſondern zur Ableitung und das on zur Endung. Der Nominativ Singular lautete offenbar Ingaevo, Istaevo. Bei Gaevo iſt eher die das gothiſche Gauja, Gawja, unſer Gau, alſo Ingaevo, einer der im Gau iſt, ei-incola iſt. Istaevo bleibt unverſtändlich.

Laſſen ſich, entſteht nun die Frage, bei dieſen und andern Namen verſchiedene Mundarten der

verſchiedenen deutſchen Völkerſchaften erkennen? Schwerlich. Es iſt anzunehmen, daß die Römer die Mundart zumeiſt derjenigen Gauen verſtanden und geſchrieben, mit denen ſie in häufigſter Berührung ſtanden, dieſe ſind namentlich die Völkerſchaften der Bataver, Kaninefaten, Frieſen, Brukterer, Tenkterer, Cherusker, Katten, Chauzen und Sueven, ſammt einigen am Rhein wohnenden Stämmen. Von den Gothen wußten ſie weniger.

Wohllaut oder Mißlaut?

Sie werden an dieſen wenigen germaniſchen Wörtern, die ich hier aufgeführt, nichts von dem barbariſchen Uebelklange verſpürt haben, den die Römer der deutſchen Sprache vorwerfen, ein Vorwurf, den noch heutiges Tages die Franzoſen der unſrigen machen. Welcher Uebelklang liegt in Veleda, Aurinia, und klingen die Etrusker beſſer als die Cherusker? Ein ganz barbariſcher Schriftſteller affectirt einen horror bei dem Namen Vangiones, und Pomponius Mela ſagt: quorum nomina vix

est eloqui ori romano. Die alte Sprache iſt gar nicht als einſilbige der ſpätern vielſilbigen entgegen zu ſtellen, ſondern umgekehrt, die alte Sprache iſt die volle und vielſilbige. Loganaha hieß die Lahn. Fridurih hieß Friedrich, drei Silben gegen zwei. Die alte Sprache gebraucht allerdings mehr einfache Wurzeln und weniger äußere Beſtimmungswörter; daher klingt ſie bei aller Vielſilbigkeit gedrängter, als die jetzige. Die alte Sprache ſtellt ihre Wörter natürlich und vollſtändig auf, die Flexionen ſind ihr faſt ſo wichtig als die Wurzeln. In der neuen Sprache hat ſich die Flexion faſt abgenutzt und der Idee, folglich der Wurzel, entſchiedenes Uebergewicht eingeräumt. Daher belieben wir nach und nach Zuſammenziehungen; die Sprache büßt an Wohllaut ein, gewinnt aber natürlich an Feinheit und Abſtraction und an ſyntactiſchen Uebergängen und ſogenannten Flickpartikeln. Das Verhältniß der Flexion zur Wurzel fängt an roh zu werden, da es früher nur ein ſinnliches war; die alte Sprache fühlte noch den Urſprung

der Flexion, die uranfänglich, gleich der Wurzel, wirklich lebte. Die neue ſucht und erreicht auch zuweilen den Wohllaut, aber ſeltener, ohne entweder der Deutlichkeit oder der Kraft zu ſchaden. Der Wohllaut war der alten Sprache angeboren, er wehte unwillkührlich aus jedem Munde; aber er war kein kaſtratiſcher Wohllaut, ſondern ein kräftiger! Man ſpricht ſehr viel über den Wohllaut der franzöſiſchen und zumal der italieniſchen Sprache. Aber jedes Ohr, das die tieferen Geſetze des Wohllauts verſteht, wird ihnen ſicher vor der lateiniſchen, ihrer Mutter, den Vorrang hierin nicht einräumen. Es iſt ein ſchlüpfriger Wohllaut, der aus italieniſchen Kehlen ſingt und ſpricht, hervorgebracht durch die ärgſten Zuſammenziehungen und Ausſtöße der Conſonanten. Je mehr eine Sprache ſich zuſammenzieht, deſto lebloſer wird ſie werden.

Die Vorſtellung, die man ſich vom Mißlaute unſerer älteſten Sprache machte, iſt übertrieben und irrig. Adelungs Gründe dafür ſind unhaltbar; dieſer Grammatiker iſt es eben, der von der Ein-

silbigkeit der alten deutschen Sprache redete und außerdem anführte, daß sie zu viele Consonanten, zu viele Hauchlaute und tiefe Vocale gehabt und daher rauh und hart gewesen. Die tiefen Laute und Diphtongen waren einem kräftigen Wohllaut nicht schädlich, wollte Gott, wir hätten noch mehr davon und überhaupt mehr tönende Vocale, wie a und o, statt der ekelklingenden und schwachen e, en, worauf unsere meisten Wörter endigen.

Ausartung der deutschen Sprache.

Die hochdeutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zeigte edlere Formen, als unsere heutige; die Sprache des achten und neunten Jahrhunderts ist wiederum reiner, als die des dreizehnten; endlich das Gothische des vierten und fünften noch vollkommner. Daraus folgt denn auch, daß die Sprache, zu den Zeiten des Augustus, selbst die gothische an Vollständigkeit der Formen und Biegungen übertroffen habe. Die neuhochdeutsche,

unſere jetzige Sprache, reicht für die Declination des Subſtantivs mit ſechs Endungen aus (e, en, ens, er, ern, es,); die althochdeutſche hat ihrer 25, und die gothiſche 40 (a, ai, am, ans, e, ei, eim, ein, j, ja, jo, jons, jono, om, on, ono, ons u. ſ. w.). In den alten Zeiten, da die Wohnſitze der Deutſchen noch in Aſien waren (12000 perſiſche Wurzelwörter, 4000 germaniſche), muß die jetzt noch beſtehende Aehnlichkeit mit dem Sanſkrit noch auffallender und bedeutender geweſen ſeyn. Auch die ſlaviſchen Sprachen müſſen eben ſo ausgeartet ſeyn, ihre Verwandtſchaft mit der deutſchen und indiſchen iſt eben ſo ausgemacht.

Iſt denn, ſo ſteht nun zu fragen, dieſe Entartung der Sprache auch eine Degeneration des Geiſtes? Keineswegs. Geiſt und Sprache ſtehen in umgekehrtem Verhältniſſe zu einander; wenn der eine ſteigt, ſinkt die andere. Die alte Sprache iſt leiblich, ſinnlich, voll Unſchuld, die neue arbeitet darauf hin, geiſtiger, abgezogener zu werden; die neue Sprache giebt eine Wurzel

nach der andern her, ihr Ausdruck wird schärfer, bestimmter, bewußter, sie umschreibt, sie liebt nicht mehr die nackte Einfalt.

So kann man die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch des Wilden vergleichen, so mit den schärferen Sinneswerkzeugen unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Jede Sprache hat ein doppeltes Gesetz, ein euphonisches und ein logisches; das erstere dominirt in der alten, das letztere in der neuen Sprache. Daß die Sprache sich verwildert, zeigt sich hauptsächlich in den Mundarten des Volkes, die noch weniger Flexionsfähigkeit behalten haben, als die edlere Schriftsprache.

Was aber das Volk reiner aufbewahrt, das sind die Wurzeln selbst, aus denen man noch immer die Schriftsprache ergänzen und bereichern kann, wie denn Goethe das Beispiel dazu gegeben hat. Der Bauer conjugirt und declinirt nicht so gut,

TAYLOR INST. OXFD

wie der Städter und der Gebildete, aber man findet bei ihm noch eine größere Zahl altdeutſcher Stammwörter.

Auch der Reim, den Klopſtock ſo ſtark befeindet, hat auf die Flexionen nachtheilig gewirkt. Otfrieds Reime ſind noch ungewiß und ſchwankend, weil ſie ſich mit der damaligen Bindungsfülle nicht vertrugen. Fiſche und Tiſche iſt heutigen Tages ein untadelhafter Reim, im achten Jahrhunderte würden fisca und disci nicht ſonderlich gepaßt haben. Gelehrt und verzehrt = gilerit und firzoran; Huld und Schuld = fkuld und huldi. Im zwölften Jahrhundert reimte man noch menniske und fisce; im achten Jahrhunderte lauteten dieſe Wörter noch menniseo, diske. Heut zu Tage iſt Menſch ein unreimbares Wort, durch die Zuſammenziehung.

Es laſſen ſich, um dies ſchließlich zu bemerken, noch offenbare Spuren von den früheren Quantitätsverhältniſſen unſerer Sprache entdecken. Die franzöſiſche und überhaupt die romaniſchen Sprachen ſind der lateiniſchen Quantität noch im höhe-

ren Grade beraubt, als die heutige deutſche. Dak-tyle wie perala Perle, thegana Degen im Nom. Plur.; Spondäen wie bindant, werfant; Ditrochäen wie herizoho und andere.

Unſere jetzige Sprache iſt eine accentuirende, keine quantitirende. Daher wir auch die alten Rythmen und Versmaaße der Griechen und Römer nicht ſchicklich nachbilden können. So ein deutſcher Herameter wäre den alten Griechen nicht probehaltig geweſen. In der That macht er einen unglücklichen Hüpfer. A. W. von Schlegel will — und das mit Recht — den Trochäus aus ihm verbannen. Allein die Ausführung in Spondäen giebt einen ſteifen aufgeblaſenen Vers und nöthigt zur Verkleiſterung der Wörter. Es iſt ein Kunſtſtückchen, dem ähnlich, wenn man ſich vornimmt, den Buchſtaben a auf einer ganzen Seite auszulaſſen.

Reſultate und Ausführung des Bisherigen.

1) Die deutſche Sprache hatte alſo in alter Zeit mehr Maſſe, mehr liebliche Völligkeit und Selbſtſtändigkeit, als heute, wo ſie ihre ſinnliche Fülle der geiſtigen Schärfe zum Opfer gebracht. Die altdeutſche Sprache war rauſchend und üppig wallend, gleich den Wäldern Germaniens, ein Naturprodukt, wie jedes andere; dennoch aber weit kunſtvoller durchgebildet als unſere heutige. Die Fallbiegungen waren in ihr ſo ſtark ausgedrückt wie die Geſichtszüge unſerer Väter. Die Sprache bewegte ſich nach außen eben ſo lebendig wie der Menſch, ſie neigte und beugte ſich, ſtand und wandelte, alles auf den Wink der Sprachſeele, die über ihre Gliedmaßen gebot. Hören Sie den Anfang des gothiſchen Vaterunſers:

Atta unsar, thu in himinam, winä namo thein, quimä thiudinassus theins.

In himinam heißt: in den Himmeln. Unſer Wort Himmel leidet in der Declination nur zwei Ver-

änderungen, im Genitiv Singular wird s, im Dativ Plural n hinzugefügt, welches aus m verdorben ist. Der Gothe declinirte himins Himmel, himinis des Himmels, himina dem Himmel, himin den Himmel; himinos die Himmel, himine der Himmel, himinam den Himmeln, himinans die Himmel. So ist winâ (winai) die dritte Person im Conjunctiv, welcher sich durchaus vom Indicativ unterscheidet, dieser hieße winith, von wihnan, der intransitiven Form von wihan weihen. Wollten Mann und Frau zum lieben Gott beten, oder Mutter und Kind, so konnten sie selbst dieses Verhältniß der Zahl ausdrücken, und sagen atta ungkar du unser beider Gott! Denn die gothische Sprache, wie noch heute die friſiſche Sprache an der Westküste von Schleswig, hatte einen Dualis beim Verbum und allen Wörtern, welche ihn zuließen; so gut wie die Griechen, und, nach dem aufgestellten Gesetze der Degeneration ist die Sprache des Ulphila schon von ihrer Höhe herabgesunken und sinnlich ausgeartet.

2) Als eine Haupturſache dieſes Verfalls oder dieſer Zerrüttung des ſinnlichen Organismus der Sprache, haben wir insbeſondere angegeben jenes Prinzip der Accentuation, welches im geraden Gegenſatze zu den proſodiſchen oder quantitativen Verhältniſſen der Sprache ſich allmählig geltend machte. Es iſt dies eine der merkwürdigſten und wunderbarſten Veränderungen, die ſich nicht allein mit der germaniſchen Sprache, ſondern mit allen übrigen Sprachen zugetragen hat. Die neueren romaniſchen Sprachen, die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche haben durchaus, wie Sie wiſſen, keine Proſodie mehr, daher denn der Wechſel ihrer Silben oder der Silbenfall in ihren Gedichten einförmig und unrythmiſch iſt und auf willkührlichen Convenienzen beruht. Allons enfans de la patri-e, le jour de gloire est arrivé. Oder der Anfang der Henriade: je chant-e le heros. — Die romaniſchen Sprachen haben alſo die Quantitätsverhältniſſe gänzlich verloren, obgleich ſie doch unmittelbar aus der

lateiniſchen Sprache ſtammen, die nach ſo ſtrengen Geſetzen die Länge und Kürze der Silben mißt. Sie haben dieſe Verhältniſſe verloren, ohne nur einen Erſatz in einem andern Geſetze gefunden zu haben.

Bezieht man dieſen analogen Fall auf die germaniſchen Sprachſtämme, ſo erkennt man wenigſtens die Möglichkeit einer ſo weſentlichen Umgeſtaltung der Sprachgeſetze auch bei ihnen, obgleich ſich unſere Sprache ſeit allen Jahrtauſenden in ihrem eignen Elemente ausgebildet hat. Wären uns einige Fragmente von jenen Schlachtgeſängen und Heldenliedern der früheſten Zeit durch ein glückliches Geſchick aufbewahrt, ſo würden wir vielleicht, ja mehr als vielleicht, das uralte Geſetz der Quantitation an ihnen noch entdecken und aufweiſen, dagegen wir nur aus den erſten größeren Schriftdenkmälern in poetiſcher Form aus der nächſten zweiten Periode der deutſchen Literaturgeſchichte ein dergleichen Geſetz aus ſchwachen Spuren zu erkennen im Stande ſind. Jedenfalls ſind wir

aber durch den Genius unſerer Sprache vor dem tiefen Verfall der romaniſchen Sprachen geſchützt worden, unſere Ausſprache iſt nicht willkührlich und geſetzlos, ſondern richtet ſich nach dem Grundgeſetze der Accentuationen, nach welchem der tonus bei allen unzuſammengeſetzten Wörtern, Hauptwörtern, Zeitwörtern, Eigenſchaftswörtern, auf die bedeutungsvolle Silbe, nämlich auf die Stammſilbe fällt. — Ein ſolches Geſetz wäre für die romaniſchen Sprachen durchaus unmöglich, denn ſie haben den Sinn für Stammſilben, Ableitungs- und Bildungsſilben völlig verloren, ſie haben ſich nur mechaniſch und äußerlich aus der lateiniſchen gebildet, ſind daraus wie geſchnitzt, aber nicht herausgewachſen und ſind daher von ihrem Stamm, der lateiniſchen, durch eine eben ſo große Kluft getrennt, wie von der deutſchen. Stellen Sie ſich nun dieſe merkwürdige Veränderung, von deren Begriff das ganze innere Verſtändniß unſerer Sprache abhängt, etwa auf folgende Weiſe vor. Und wir Niederſachſen können noch am meiſten den Unterſchied von Quantität und

Ton uns einigermaßen fühlbar darſtellen, weil es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß die niederſächſiſche Sprache, überhaupt die niederdeutſche, eben ſo wie die nordiſchen, die ſchwediſche, däniſche, isländiſche, daß dieſe der urälteſten deutſchen Sprache, z. B. der gothiſchen, an Stammwörtern und Lautung verwandter iſt, als die oberdeutſchen Mundarten, oder nun gar unſere Schriftſprache. Sprechen Sie die plattdeutſchen Wörter gripen und grepen aus, ſo werden Sie daraus mehr, als aus dem hochdeutſchen greifen und gegriffen, zu dem lebendigen Gefühl kommen, wie unterſchieden in dieſen Wörtern Ton und Quantität ſey. Sie hören, daß der Ton ſowohl auf i, als auch e fällt, hören aber auch, daß in gripen, isländiſch gripa, das i quantitirend lang geſprochen, dagegen das e in grepen quantitirend kurz ausgeſprochen wird. Im Nordiſchen hat daher auch gripa den Circumflex, das kurze gripu, grepen aber nicht. Warum ſpricht der Plattdeutſche Vatter, der Hochdeutſche Vater? Das heißt alſo, warum ſpricht der Plattdeutſche die

Stammſilbe kurz, der Hochdeutſche lang? Aus keinem andern Grunde, als weil ſich die urſprüngliche Kürze dieſes Wortes in der lebendigen Volksſprache erhalten hat, wie man auch in mehreren deutſchen Dialekten dies Wort Vatter und nicht Vater ausgeſprochen findet. Das Wort iſt auch im griechiſchen πατὴρ und im lateiniſchen pater kurz, ſo wie im mitteldeutſchen vătar. Das doriſche μάτηρ dagegen, das im Joniſchen und Attiſchen μήτηρ lautet, (πητήρ hätte gewiß kein Grieche geſagt) war lang, wie das lateiniſche mater, das mitteldeutſche matar, mutar und das niederſächſiſche mōder. Dagegen hat die hochdeutſche Sprache, die Vater als lang ſpricht, aus bizarrem Zufall eine kurze in Mutter.

Suchen Sie ſich alſo dieſe wichtige Veränderung auf folgende Weiſe vorzuſtellen und anſchaulich zu machen; es iſt ein Blick, den Sie auf den geheimnißvollen Webeſtuhl des Sprachgeiſtes werfen:

In der uralten deutſchen Sprache gab es einen mannigfaltigen Wechſel von langen und kurzen Silben. Die Vocale der eigentlichen Stammſilben

waren meiſtens kurz, wenn nicht alle, zumal aber die drei reinſten Vocale einer jeden Sprache a, i und u (e und o ſind als Uebergangslaute, als Umlaute zu betrachten). Dieſe einfachen Laute waren kurz, die Doppellaute aber lang und gedehnt. Dieſe Doppellaute findet man nun in den Declinationen und Conjugationen als Flexions-Silben am Ende der Wörter. Dagôs heißen im Gothiſchen die Tage, Vigôs die Wege, habet iſt unſer hat; das a und i in der Stammſilbe dieſer Wörter iſt ſicherlich kurz, das o und e der Endung ſicherlich lang geweſen, wenn auch unſere heutige Ausſprache zwiſchen Tāg und Tág, Wēg und Wég willkührlich hin und her ſchwankt und wir eher geneigt ſind, hāt als hát zu ſprechen. (Beiſpiel aus dem Plattdeutſchen.) Es iſt damit nicht geſagt, daß Dagōs, Wigōs und überhaupt die kurzen Stammſilben unbetont geblieben, ſondern nur das, daß ſich neben der Betonung die kurze Silbe hörbar machte und daß der Ton der Quantität nicht feindſelig entgegen trat. Vergleicht man mit den genannten Wörtern dagôs, vigôs, habu

die lateiniſchen diēs, viās, habēt, ſo ergiebt ſich die entſchiedenſte Analogie, die noch ſteigt, wenn in beiden Sprachen Wurzel mit Wurzel, Form mit Form übereinſtimmen, wie z. B. in habêre und habên, mit welcher langen Endſilbe das Wort noch im Mittelalter ausgeſprochen wurde. Die alten Deutſchen hatten eben ſo gut Wörter mit zwei kurzen Silben, als gibit gibt (nicht giebt), lisit (lieſet, liſt), wie das lateiniſche legit u. ſ. w.; wie von zwei langen Silben, wie steina, die Steine, das eben ſo klang, wie nōdōs im Lateiniſchen.

Als aber im Verlaufe der Sprache die Endungen ſich abnutzten und aus langlautigen kurze und kürzere wurden (dieſer Vorgang ſelbſt bleibt uns immer noch ein Geheimniß; die Vermiſchung der Dialekte unter einander, welche von manchen Gelehrten als Grund angeführt wird, erklärt zu wenig, ja faſt nichts, wenn man bedenkt, daß der niederſächſiſche Stamm ſich beinahe vollkommen unvermiſcht erhalten hat und doch derjenige iſt, bei dem die Flexionen am meiſten zertrümmert worden

ſind. Ein anderes Beiſpiel giebt die pelasgiſche Sprache, welche als die gemeinſame Mutter der lateiniſchen und griechiſchen anzuſehen iſt und allem Vermuthen nach viel vollkommnere Formen gehabt hat, als dieſe beide. Sie ging in Epirus und Arkadien, ohne Vermiſchung mit helleniſchen Stämmen, allmählig durch innere Evolutionen in die gemeinſame Sprache der übrigen Griechenſtämme über, wie dies Niebuhr in ſeiner römiſchen Geſchichte anführt und weiter beſpricht), alſo, meine Herren, als im Verlaufe der Sprache die Endungen ſich abnutzten, mußte dieſes dem Ton, der bisher, der Kürze unbeſchadet, auf der Wurzel ruhte, ein ſchädliches Uebergewicht geben, welches die darin befindliche Kürze drückte und allmählig überhören machte. Das Gefühl des Volkes für die langen Laute der Flexion und die kurzen Laute in den Wurzeln ſtumpfte ſich ab und verlor ſich mit der Zeit immer mehr und mehr; aller Athem wurde darauf verwandt, um die Stammſilbe zu betonen, und der Endung fielen nur gleichſam die Ueberbleibſel des Athems

zu. So wich die Seele aus den Endungen heraus und ſie wurden ſeel- und tonloſe Anhängſel an den Stamm und die Hauptſilbe der Wörter. Endlich trat die Schreibung ſogar auf die Seite des Tons, und die Schriftſteller beſtrebten ſich, verſchwindende Kürzen als tönende Silben darzuſtellen. Dazu dienten ihnen zwei Mittel: erſtlich, Verdoppelung des Conſonanten, der auf kurzen Vocal folgte, und zweitens, Einſchaltung eines dehnenden e oder h. Es iſt nicht unwichtig, ſich zu merken, daß die Verdoppelung bei unſern Schriftſtellern das Frühere, die Dehnung das Spätere war. Bei der Verdoppelung des Conſonanten ſcheint man gewiſſermaßen noch die alte Kürze zu ehren, man wollte den Vocal nicht wirklich lang machen, ſondern ihn nur ſchärfer betonen. Beiſpiele von Verdoppelung ehemals kurzer Wurzeln ſind: Hammer, mitteldeutſch hămmar, Himmel, mitteldeutſch hĭmil, nimmt, mitteldeutſch nĭmit. Vorzüglich fehlerhaft und unorganiſch verdoppelte man das Präteritum und Participium vieler Wörter, ſo ſchrieb und ſchreibt man

griffen, goſſen, gegriffen, ritten, geritten, wie denn überhaupt das ff und ſſ gar unnatürliche und ſprachwidrige Verdoppelungen ſind. Man ſchreibt Affe, Pfaffe, mit zwei f und bedenkt nicht, daß a nicht ā, ſondern ă lautet. Doch unſere deutſche Orthographie liegt ſo ſehr im Argen, und ihrer Mißgriffe, Geſetzloſigkeiten und Unſchönheiten ſind ſo viele eingewurzelt, daß die jetzt erwachte geſchichtliche Kenntniß unſerer herrlichen Sprache und der beſte Wille der Schriftſteller nicht im Stande ſind, ſyſtematiſch durchzugreifen und dieſem Jammer ein Ende zu machen.

Wir werden noch oft im Verlaufe dieſer Vorleſung auf die allgemeineren Geſetze und Umbildungen der deutſchen Sprache zurückkommen, und gleich zunächſt bei Erwähnung der gothiſchen Bibelüberſetzung des Ulfila, die noch aus dem fünften Jahrhunderte ſtammt, und alſo das älteſte Denkmal iſt, womit ſich eine der neuern Sprachen in Europa bezeugt hat. Auch dieſe tritt uns beſonders unter dem Geſichtspunkte der Sprache entgegen,

denn so vortrefflich dieselbe auch, als erster Versuch, den Geist und Gehalt eines fremden Originals wiederzugeben, und so schätzbar sie uns dadurch ist, daß sie uns den Reichthum und die Bildungsfähigkeit unserer Muttersprache enthüllt, so wenig ist sie doch, als Uebersetzung, geeignet, uns durch den Zauber der Nationalität zu fesseln und an ihr das was wir in deutscher Literatur suchen, die ursprünglichen Culminationen des deutschen Geistes, zu studiren. Allein es soll uns auch die Sprache schon als Sprache von unendlicher Wichtigkeit seyn; sie ist der Schatz, den uns die Vorfahren überliefert, sie ist das Band, das uns mit ihnen verknüpft über dem ungeheuren Bruche der Jahrhunderte, in welchem so viel Schönes und Kräftiges aus dem Leben und dem Heldencharakter unserer Nation untergegangen ist. Sollte nicht schon der Gedanke und noch mehr die lebhaftere Anschauung, daß Arioviſt, Herrmann und ihre Genossen, unsere Stammväter, nicht rohe Barbaren, wie sie ein unwissendes Zeitalter verschrie, sondern nach allen

Zeichen, Spuren und Denkmälern aus jener Zeit, naturſinnig und großartig gebildete Helden waren, die trotz aller äußeren Uncultur des geſelligen Lebens, mitten im Zirkel einer volksthümlichen Menſchheit ſtanden, aus dem ihre Enkel, übergelehrte und verkünſtelte Weſen, ſich herausverlören haben, um wie irrende Sterne in allen Gebieten der Cultur umherzutaumeln, alle fremden Bahnen der Menſchheit zu durchſchneiden und ſich vergebens nach ihrem eigenen nationalen Centrum zu ſehnen — ſollte nicht ſchon dieſer Gedanke uns feſſeln? Iſt es uns gleichgültig, zu wiſſen, ob die Sprache unſerer Väter ein rohes Geheul war, oder eine gebildete Sprache mit kriſtalliſchfeſten Formen und von einem wahrhaft rieſigem Bau und Umfange, in dem jeder Theil, wie an gothiſchen Domen, ſorgfältig und künſtlich ausgearbeitet war. Sollte ſich vielleicht unſere Eitelkeit darüber empören, daß wir auch in dieſer Rückſicht unter dem Genius der Vorzeit ſtehen und daß wir bei all unſerer Ueberlegenheit in geiſtiger Bildung, Wiſſenſchaft und logiſchem Denken

jenen die Krone zugeſtehen müſſen, wenn von geſundem Kern der Menſchheit, von der Harmonie zwiſchen Leiblichem und Geiſtigem die Rede iſt?

Die Stimmen aber, die uns den früheren Zuſtand unſerer Vorfahren in dieſer geſchichtsdunkeln Zeit als roh und barbariſch ausſchrieen, ſind längſt verhallt. Wie konnte auch ein Volk, das ſeine Götter nicht in geſchloſſenen Tempeln verehrte, ſondern im Schooße der allwaltenden Natur, ein Volk, das die Heiligkeit der Ehe begriff und die Frauen mit zarter Ehrfurcht behandelte, ein Volk, das ſich durch Heldenlieder begeiſterte, keine Prieſterherrſchaft, keine Knechtſchaft duldete, ein Volk endlich, dem der mannigfache Gebrauch des Eiſens im Kriege wie im Frieden bekannt war, wie und mit welchem Rechte konnte daſſelbe ein barbariſches genannt werden? Füge ich aber noch hinzu, daß es keinem Zweifel unterliegt, unſere Vorväter ſeyen mit der Buchſtabenſchrift hinlänglich vertraut geweſen und zwar nicht mit ſolcher, welche ſie von den Römern, aus der Zeit ihres feindlichen oder

freundlichen Verkehrs mit denſelben empfangen hatten, ſondern mit ſolcher, welche ihnen, vor Römern und Griechen, eigenthümlich angehörte und deren Urſprung ſich in die Nacht der Zeiten verliert. Wilhelm Grimm hat in ſeiner Schrift über deutſche Runen (Göttingen 1821) auf geſchichtlichem Wege bündig dargethan, daß die angenommene Herleitung der deutſchen Runenſchrift aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen und die Beſchränkung der Runen auf die ſcandinaviſchen Sprachen ein baarer Irrthum ſey. Weder die Runen, noch einmal die gothiſchen Buchſtaben, mit welchen ſie offenbare Verwandſchaft haben, laſſen ſich hinreichend oder vollſtändig auf lateiniſche und griechiſche Schrift zurückführen. Selbſt die ſächſiſchen und markomanniſchen Runen haben eine merkliche Verſchiedenheit von den nordiſchen. Aus einer mißverſtandenen Stelle in Tacitus hat man ſonſt wohl zu beweiſen geſucht, die damaligen Germanen ſeyen mit dem Schriftgebrauche völlig unkundig geweſen. (Die Germanen ſind durch Literatur unverdorben.)

Durch ein ähnliches Mißverſtändniß hat man den Deutſchen Barden angedichtet, die ſich nur bei den Galliern fanden und mit der Prieſterkaſte der Druiden innig verbunden waren. Die Deutſchen beſaßen niemals eine Bardenzunft, noch eine Prieſterkaſte, noch waren bei ihnen jene unſäglichen blutigen Opfer in Gebrauch, welche die galliſche Religion verlangte. Dergleichen ſchauerliche Opferungen beſchränkten ſich bei ihnen auf ſehr ſeltene Fälle, wie im alten Griechenlande. Ueberhaupt ſtanden die Gallier an Charakter und Menſchlichkeit eben ſo tief unter den Deutſchen, wie im Ruhme der Tapferkeit. Die Hebung ſolcher Mißverſtändniſſe, wie der erwähnten, iſt alſo ſehr dankenswerth; denn ſie rauben unſeren Vorvätern nicht allein die Ehre, die ihnen gebührt, ſondern verwickeln ſie zu ihrem Nachtheile in Vergleichungen, wo nur von Gegenſätzen die Rede ſeyn konnte. Die betreffende Stelle finden Sie im dritten Capitel der Germania des Tacitus.

Die deutschen Stamm- und Sprachverwandschaften.

Unter den deutschen Völkerschaften waren die Gothen die ersten, welche aus der Religion ihrer Väter heraustraten und den christlichen Lehrbegriff annahmen. Wir nähern uns dieser Epoche, der wir das erste große schriftliche Denkmal verdanken, nämlich die gothische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila; werfen wir aber vorher einen übersichtlichen Blick auf die äußern Schicksale der germanischen Stämme, so weit wir es dienlich finden, die allgemeinen symbolischen Aeußerungen mit den besonderen literarischen Erscheinungen dieser Periode in Einen äußeren Rahmen einzufassen.

Die Römer entdeckten und unterjochten die ganze südliche Hälfte von Europa. Alle die Inseln und Länder, die das mittelländische Meer an beiden Seiten bespült, bis an den Rhein, die Donau und den Euphrat, Britannien und Irland im Westen nicht ausgeschlossen, ist das, was sie in ihrem

Kanzeleistil, wohl mehr aus Unwissenheit als aus Hochmuth, Orbis terrarum nannten. So muß man auch den Ovid verstehen, wenn er in den Fasten singt:

Jupiter arce sua totum cum spectat in orbem
Nil nisi Romanum, quod tueatur, habet.

Was jenseit dieser Gränzlinie lag, war für sie terra incognita in dem Verstande, wie China für uns im funfzehnten Jahrhundert.

Von der Elbe an dachten sie sich eine Küste ostwärts herum bis an die Wolga: daher wohnten, nach Strabo, die Geten neben den Sueven, das heißt Völkerschaften am schwarzen Meere neben Völkerschaften über der Elbe; daher lag Skandien über der Mündung der Donau; daher hatte, nach dem Herodian, der Kaiser Antonius vor, das römische Reich bis an's Eismeer auszudehnen. Sie wissen, daß einer seiner Vorgänger, Trajan, 50 Jahr früher eine steinerne Brücke über die Donau geschlagen und das Land über der Donau, Dazien, zur römischen Provinz gemacht hatte, das nördlichste

Land, wohin die Römer vorgedrungen waren und das doch noch einige Tagereiſen, nach unſerer heutigen Geographie, von Nova-Zemla entfernt liegt.

Dieſe unentdeckten oder wenig bekannten Völker werfen die griechiſch-römiſchen Geographen in vier geographiſche Claſſen zuſammen, die am Rande dieſer terra incognita, im Weſten, Norden, Oſten und Süden wohnten, nämlich in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier, etwa wie wir noch heutiges Tages die Namen der Tartaren, Indier, Neger und Amerikaner gebrauchen. Pytheas Erzählungen achtete man für fabelhaft und glaubte weder an ſein Thule, noch an ſeine Guthones. Was Herodot von der Lebensart der Scythen erzählt, ſelbſt etliche Wörter, die er anführt, läßt vermuthen, daß germaniſche Völkerſchaften darunter zu verſtehen ſind. Man hat auch die Deutſchen mit den Celten zuſammenbringen wollen, allein Schöpflin in ſeiner Alsatia illustrata und ſeinen vindiciis Celticis (d. i. vom Urſprunge der Celten) hat den Beweis geführt, daß Gallier allerdings Celten geheißen, daß der

Name der Germanen den Celten aber durchaus nicht zukomme nnd nur von Römern und Griechen verwechſelt ſey. Radlow hat durch eine Schrift im Jahre 1822 den Gegenbeweis führen und die alte Meinung unterſtützen wollen, allein es iſt ihm nicht gelungen. Er giebt dem Cäſar Schuld, der gern den Ruhm hätte haben wollen, alle celtiſchen Völker bezwungen zu haben, und der aus dieſem Grunde die celtiſchen Völker von den Deutſchen unterſchieden habe, deren Bezwingung er ſich nicht berühmen konnte.

In einem Stück mußte man dem Pytheas bald Glauben beimeſſen, nämlich in dem, was er von den Zimbern und Teutonen erzählt, welche er auf der zimbriſchen Halbinſel antraf. Die Erſcheinung der Zimbern und Teutonen, der erſten deutſchen Völkerſtämme, die den Römern bekannt wurden, machte die Stadt Rom beben und verſetzte ihren ganzen Orbis terrarum in Aufruhr. (Darüber müſſen Sie Ludens deutſche Geſchichte leſen. Joh. v. Müller hat eine eigene Schrift über

den Zug der Zimbern und Teutonen geſchrieben.) Bereits 50 Jahre früher hatten ſich die germaniſchen Stämme das Uebergewicht über die galliſchen erkämpft. Die Bewohner der linken Seite des Rheins kannten, wie Tacitus erzählt, keine größere Ehre, als deutſcher Abkunft ſich zu rühmen.

Wir übergehen die bekannten Thatſachen, die uns das Zuſammentreffen der Deutſchen mit den Römern unter Cäſar, Auguſtus und deſſen Nachfolgern ſchildern. Germanien wurde zu dieſer Zeit von den Römern eingetheilt in Germania superior, das bis Coblenz ging, und Germania inferior, das ſich an die Ausflüſſe des Rheins erſtreckte und das jetzige Holland mit befaßte. Die rheiniſchen Deutſchen hatten ihre Unabhängigkeit verloren und bequemten ſich römiſcher Cultur. Am Rhein ſelbſt lief eine Kette von Feſtungen, zum Schutz gegen die Einfälle der Deutſchen, die in der Germania magna barbara wohnten, unter welchem Namen die Römer alles Land zwiſchen dem Rhein, der Donau, Elbe und Weichſel zuſammenfaßten. Im

Süden der Donau wohnten damals undeutsche Völkerschaften, welche die drei römischen Donauprovinzen, Rhätien, Vindelizien und Norikum bildeten.

Ueber den Zusammenhang der verschiedenen deutschen Völkerschaften in damaliger Zeit wird man, was die Einzelnheiten betrifft, nie auf's Reine kommen. Ich gebe Ihnen das, was nach der neuern Geschicht- und Sprachforschung das Beglaubigste zu seyn scheint.

Tacitus führt eine Menge deutscher Völkerschaften namentlich auf, und wir haben schon bemerkt, daß die Schreibung ihrer Namen im Ganzen kein Mißtrauen erregen darf. Es sind ihrer gegen 60, die er unter 2 großen Rubriken anführt, Sueven und Nicht-Sueven.

Der Gleichklang des Namens Sueven mit den späteren Schwaben hat manche Gelehrte verführt, den Sitz derselben nur in Oberdeutschland zu suchen. Dies ist aber falsch. Was Tacitus suevische Völkerschaften nennt, wohnt vom Rhein bis an die

Oſtſee, die Angeln, die Longobarden im heutigen Magdeburgiſchen, die Katten in einem Theil des heutigen Heſſen (Catti ad Melibocum), die Hermanduren im ſpäteren Thüringen, die Markomannen damals noch am Rhein; alle dieſe ſind ſuevi ſche Völkerſchaften.

Zu den Nicht-Sueven rechnet Tacitus die Sigambrer am Fluſſe Sieg, die Brukterer an der Ems und Lippe, die Frieſen von der Nordſee bis zur Ems, auch Friſiagonen genannt, die Chauzen, neben den Frieſen zwiſchen Ems und Elbe, die Zimbern, oder vielleicht ein kleiner Reſt derſelben im heutigen Jütland, die Marſen im Münſterſchen — die Cherusker, deren Ruhm nach Herrmanns Fall herabſank, in den Weſergebirgen bis zum Harzgebirge u. ſ. w. Sie ſehen hieraus, daß Tacitus ſich die Völker, die er Nicht-Sueven nannte, von den Sueven im Rücken eingeſchloſſen dachte. Sachſen und Franken werden zu ſeiner Zeit noch nicht erwähnt, der Name der Franken taucht erſt im Jahre 240, der Name der Sachſen im Jahre

286 auf, auch die Alemannen regen ſich erſt im Jahre 268. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dieſe Franken und Sachſen aus den Völkerſchaften derjenigen Claſſe des Tacitus ſich conglomerirt haben, die er mit dem Namen der Nicht-Sueven bezeichnet.

Ein helleres, obgleich noch immer im Einzelnen unſicheres Licht werfen auf die Einheit und Verſchiedenheit der germaniſchen Sprachſtämme die neueſten ſprachlichen Unterſuchungen, die beſonders durch Jacob Grimm angeſtellt ſind. Dieſe gelten für den Zeitraum, der gegen die gothiſche Bibelüberſetzung fällt bis auf Carl den Großen, alſo bis auf das Ende der erſten Periode der deutſchen Literaturgeſchichte. Darnach erſieht man, daß die Gothen und die ihnen zunächſt ſtehenden Stämme, namentlich die Gepiden, die Heruler und die Vandalen, einen Gegenſatz in Sprache und Geſchichte zu den Longobarden, Baiern, Burgundern, Alemannen und Franken bildeten und daß dieſe genannten Völkerſchaften einem Hauptſtamme angehörten, wie die mit den

Gothen oben erwähnten ebenfalls einen Hauptstamm bildeten. Einem dritten Hauptstamme gehörten die Sachsen an in Verbindung mit den Westphalen, Friesen und Angeln, einem vierten die skandinavischen Völker. Diese vier großen Stämme zeigen sich unter einander in mehrfachem Verhältnisse. Nennen wir den ersten Stamm den gothischen, den zweiten den hochdeutschen, den dritten den niederdeutschen, den vierten den nordischen. Den Uebergang zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen vermittelten die Franken, ursprünglich ein kleines Volk, das in Westphalen wohnte und bereits im Jahre 438 bis an die Saone in Frankreich vorgerückt war. Zwischen dem niederdeutschen und nordischen vermittelten den Uebergang die Friesen und Angelsachsen, zwischen dem gothischen und hochdeutschen vermuthlich die Quaden und Markomannen; zwischen dem gothischen und nordischen läßt sich kein einfaches Mittelglied entdecken, aber die große Vollkommenheit, worin sich in diesen beiden (wenn

von der nordiſchen Sprache die Rede iſt, ſo iſt nicht die heutige Sprache in Schweden und Dänemark gemeint, ſondern die alte isländiſche, die uralte Sprache geſchichtlich erhalten hat, ſtellt ſie von ſelbſt einander nahe. Eine genaue Charakteriſtik dieſer vier Stämme erfordert Unterſuchungen, die noch nicht zum Schluß gekommen ſind. Es wird aber immer unmöglich bleiben, dies Reſultat von den vier Hauptſtämmen auf alle Namen und Wohnſitze der deutſchen Völker des erſten und zweiten Jahrhunderts anzuwenden. Im Ganzen aber bleibt die Sache nichts deſtoweniger begründet und wird es zumal durch die ſeit dem achten Jahrhunderte aus der Ungewißheit tretende Sprachgeſchichte des zweiten hochdeutſchen und des dritten niederdeutſchen Stammes, ſeit welcher Zeit der gothiſche Stamm völlig zurückweicht und verſchwindet. Ich will hier die Art, wie die Sprachforſcher verfahren ſind, um an Hauptunterſchieden in der Sprachbildung die verſchiedenen Hauptſtämme zu ſondern, erläuterungs-

weiſe nur an einem Beiſpiele aus dem gothiſchen und hochdeutſchen Stamme anführen. Zwiſchen der gothiſchen und althochdeutſchen Declination zeigt ſich die Verſchiedenheit, daß in jener das Maskulinum auf a, das Femininum auf o; in dieſer aber umgekehrt das Maskulinum auf o, das Femininum auf a ausgeht. Fränkiſche, burgundiſche, lombardiſche, bairiſche und alemanniſche Eigennamen des ſechſten, ſiebenten und achten Jahrhunderts ſtimmen offenbar zur althochdeutſchen Grammatik und lauten z. B. im Maskulinum Addo, Hatto, Boso, Thassilo, Azzilo, (Atzel, Etzel, Attila), im Femininum aber: Bobila, Wolfila, Hildila, Wilikoma, (die gothiſchen endigen ſich, wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, auf a, wie Wolfila = Ulfilas. — Urkunde der Kirchenhiſtoriker!)

Die Gothen.

So weit und so viel über die verschiedenen Sprachstämme der Deutschen. Wenden wir uns nun zu demjenigen Stamme, der uns das einzige bedeutende Denkmal aus dieser Periode hinterlassen hat, dem gothischen.

Nur ein Volk, in welchem schon zahlreiche Bildungskeime im Hervorbrechen waren, konnte sich zu der bedeutenden Stellung erheben, welche wir die Gothen im fünften und sechsten Jahrhundert und namentlich unter ihrem großen König Theodorich in der politischen Welt behaupten sehen. Die Gothen waren ohne Zweifel die gebildetsten und bildungsfähigsten der Germanen, sie haben auch zuerst sich taufen lassen.

Im fernen Nord, erzählt Jordanes oder Jornandes, der älteste Geschichtschreiber der Gothen (er war ein Gothe von Geburt, zuletzt Bischof zu Ravenna und schrieb aus gothischen Mähren, Gedichten und Ueberlieferungen eine Geschichte seines

Volkes vom Ursprunge bis zur Zeit ihres Unterganges in Italien durch den griechischen Feldherrn Belisar. Er lebte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts) im fernen Nord wohnt auf Skanzien eine Menge streitbarer Völkerschaften, bis an die Gränze des Erdbodens erstreckt sich das Land, wo im Winter vierzigtägige Nacht drückt, indeß die Sonne im Sommer eben so lange sichtbar bleibt. Die Suethonen (vielleicht die Schweden) wohnen uns näher; mit vortrefflichen Pferden erjagen sie die seltenen Thiere, deren kostbare Felle sie durch hundert Nationen bis zu uns (nach Italien) bringen; in eben dieser Weltgegend wohnen die sanften finnischen Stämme, am nächsten die großgestalteten Dänen. Aus eben diesem Lande sind die Gothen hervorgegangen; drei Schiffe voll zogen sie aus und landeten auf der almerugischen (pommerschen) Küste, wo sie die Vandalen schlugen. Nach fünf Geschlechtsaltern, worin sie sehr zahlreich geworden, führte Filimer das Heer mit allem Vieh von den mitternächtlichen Gegen-

den aus an die Weichsel und in die über dem schwarzen Meer liegenden Länder.

Mit einer ähnlichen Sage beginnt Paul Warnefried, der Kanzler des letzten longobardischen Königs in Italien und ebenfalls Geschichtschreiber seiner Nation, die Geschichte der Longobarden. Skoningen habe nicht länger vermocht sie zu ernähren, da seyen sie ausgewandert, ein großes Volk habe ihnen nach dem Seezuge an der Küste den Paß gesperrt, da habe einer ihrer Knechte den Mann erschlagen, der im Angesicht des Heeres einen Zweikampf mit ihm hielt, der Glück und Sieg entscheiden sollte, und seit der Zeit seyen ihre Knechte frei gewesen. Und so folgt er ihnen durch unbekannte Gaue bis an die polnische und ungarische Gränze, wo der Stamm sich lange Zeit aufhielt, bis er in Italien unter Alboin einbrach.

Zur Zeit des Tacitus wohnten die Gothen ultra Lygios, unterhalb der Lygier, dem Laufe der

Weichsel nach, also näher an der Ostsee zu, in Preußen. Von Preußen und Polen brachen sie auf und bahnten sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bis an die niedere Donau. Daß sie von nördlichen Völkern, den Slaven und Finnen, dazu genöthigt wurden, ist wohl nicht wahrscheinlich, vielmehr spielten sie die Eroberer und rissen Slaven und Finnen mit in ihrem Strome fort. Sie bemächtigten sich darauf der ganzen nördlichen Küste des schwarzen Meeres, machten Steifzüge nach allen Seiten und besonders nach Dazien, wo sie sich festsetzten und 200 Jahr im ruhigen Besitze wohnten. Schon früher hatten sie Kleinasien überzogen und Ephesus in Flammen aufgehen lassen, dann waren sie in Griechenland eingefallen, hatten Athen geplündert und die Inseln des ägäischen Meeres vor sich zittern gemacht. Es scheint, daß der Besitz der taurischen Halbinsel, der Krimm, der Schlüssel dieser Meere und Küsten, ihnen dieses Uebergewicht gab. Der Kaiser Dezius ging gegen sie zu Grunde und sein Nachfolger Gallus

schloß ein Jahr später (252) einen so schimpflichen Frieden mit ihnen, daß er dadurch des Thrones unwürdig erschien. Claudius und Aurelianus retteten damals noch das Reich; die Gothen schlossen einen festen Vertrag, wodurch ihnen das jenseitige Dazien (Moldau, Wallachei, Siebenbürgen) überlassen blieb und ihre Jugend in römische Kriegsdienste aufgenommen wurde. Man hoffte, ihren kriegerischen Geist hinlänglich zu beschäftigen; aber sie wurden durch Erlernung der Tactik furchtbarer als zuvor. Oft, sagt Jornandes, unterlagen ihrem Arm die Vandalen; Markomannen wurden ihnen steuerbar; unter ihnen dienten die Quaden; sie unterwarfen sich die Gepiden. Es scheint, daß in der Mitte des vierten Jahrhunderts Polen und der westliche Theil des europäischen Rußlands bis gegen Esthland und Lievland die Gesetze dieses mächtigen Volks mehr oder weniger erkannten. Die gothische Schlachtordnung war fest, eng, ihr Stoß furchtbar, ihr Widerstand überall groß. Alles das

verschaffte ihnen immer endlich den Sieg und stempelte sie zu den künftigen Zerstörern Roms.

Während sich nun der eine Theil der Gothen in Dazien niedergelassen hatte, bewohnte der andere noch immer die Küsten des schwarzen Meers. Daher die Abtheilung derselben in Ost- und Westgothen, (Oestwogothi und Visigothi heißen sie im Lateinischen) obgleich sie in der bisher erwähnten Zeit nur einem Oberhaupte vom Stamm der Ostgothen unterwürfig waren. Die Fürsten dieser Gothen waren vom alten verehrten Geschlecht der Balten (der Kühnen), die spätern Könige der Westgothen vom Stamm der Amaler (der Unbefleckten). Die Macht derselben war auch darum schon erblich, weil Eigenthum an Grund, Boden und sonstigem Besitz es bei ihnen ebenfalls war. Doch hatte das Volk freie Wahl unter den Jünglingen dieses Geschlechts. Ihr König galt ihnen mehr, als den übrigen germanischen Völkerschaften, er war nicht allein oberster Feldherr, sondern auch Oberpriester und oberster Richter. Dennoch waren

die Gothen frei zu nennen; des Königs Gewalt ruhte auf ihren Waffen, ohne ihre Einwilligung durfte er weder Geſetze geben, noch einen Krieg anfangen. Dieſe Verfaſſung artete freilich ſpäter in Italien und Spanien aus, als nach Eroberungen ein Theil der Nation dem Handwerk der Waffen entſagte, um ſich den Künſten des Friedens zu widmen; von nun an hatte der König nur den Adel zu ſchonen; wenn dieſer beiſtimmte, war er unumſchränkt.

In Dazien ſchied nun freilich die Donau ſie vom römiſchen Gebiet, allein dieſer Strom hielt von gewohnten Streifzügen nicht ab, ſelbſt als ſie ſich ſchon zum Chriſtenthum bekannt hatten. In Dazien fanden ſie nämlich die griechiſche und römiſche Sprache herrſchend und das Chriſtenthum gegründet. Es iſt gewiß, daß viele unter ihnen ſchon vor Conſtantin übertraten, daher ſich auch eine gewiſſe Gelehrſamkeit unter ihren Prieſtern und Biſchöfen verbreitete. Die Oſtgothen im Gegentheil blieben noch lange Heiden.

TAYLOR INST. OXFORD

Ueber das ganze Volk herrschte in der merkwürdigen letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, beim Anfangspunkt der Völkerwanderung, der alte König Hermanarik, der sein Reich, als Eroberer, vom Don bis an die Weichsel und Ostsee ausgebreitet hatte. Athanarik und Fritiger herrschten damals als seine Unterkönige in Dazien über die Westgothen. Fritiger war Christ, Athanarik Heide, Feind des Christenthums und Verfolger des berühmten Bischofs Ulfilas, oder richtiger Ulfila. Fritiger nahm seine Zuflucht zum Kaiser Valens, mit dessen Hülfe er in den Stand gesetzt wurde, seinem Gegner den Rang abzulaufen.

Nun geschah es, daß die Hunnen, ein bisher unbekanntes asiatisches Volk, sich mit ungestümer Tapferkeit und großer Ueberzahl auf die Ostgothen warfen und glücklich waren, worüber sich König Hermanarik, über 100 Jahre alt, aus Verzweiflung das Leben nahm. Ein Theil der Ostgothen blieb in Abhängigkeit der Hunnen in ihren alten Sitzen zurück, ein anderer Theil wich vor

den Feinden zurück und warf sich nach Thrazien und verbreitete Schrecken und Bedrängniß unter den Westgothen. Diese gehen über die Donau und ersuchen den Kaiser Valens um Aufnahme, bei welcher Gesandtschaft der Bischof Ulfila als Sprecher diente. Hierauf wurden sie, 200,000 wehrhafter Männer stark, in der römischen Provinz Mösien aufgenommen. Allein durch niedrigen Geiz der griechischen Befehlshaber empört, die sie halb verhungern ließen, wandten sie sich um und rückten verzweiflungsvoll bis vor die Thore von Constantinopel, besiegten den Kaiser Valens, der in der Schlacht ums Leben kam. Darauf wurden die Westgothen von Theodosius in das römische Gebiet aufgenommen, gingen 409 unter Alarich nach Italien und von da 412 nach Gallien und Spanien, wo sie ein Reich errichteten, das in Gallien bald mit den Franken in Conflict gerieth und in Spanien durch den Einfall der Araber 711 zu Grunde ging. Die westgothische Gesetzgebung ist lateinisch verfaßt, wie die fränkische,

burgundiſche, lombardiſche und aller übrigen aus dem fünften bis zum achten Jahrhundert. Alle dieſe haben uns außer einzelnen im Text ſelbſt latiniſirten deutſchen Wörtern zum Theil auch gewiſſe Gloſſen in einheimiſcher Sprache erhalten, letztere weniger im gothiſchen, als im fränkiſchen und longobardiſchen Geſetzbuch, welche erſtere unter dem Namen der malbergiſchen Gloſſen bekannt ſind, wovon ſpäter.

Von den Völkern, die außerdem in der Völkerwanderung auftraten, ein Zeitraum, den man gewöhnlich zwiſchen 400 und 600 ſetzt, giebt die deutſche Geſchichte weitere Nachricht. Die Oſtgothen zogen erſt um 90 Jahre ſpäter die Straße der Weſtgothen und Dietrich oder Theoderich, der Held aller deutſchen Sagen, den wir auch im Nibelungenliede wiederfinden, hielt ſeinen Königsſitz zu Ravenna. Doch ſtand ſein Reich nur bis zum Jahre 454.

Ulfila. Diatribe wider das todte grammatiſche Studium.

In der Ueberſicht über die gothiſche Geſchichte in voriger Stunde ſahen wir auch den Biſchof der Weſtgothen, den Ulfila (Wulfila, Wölfle) auftreten als Geſandten ſeines Volks an den Kaiſer Valens. Wichtigere Dienſte leiſtete er ſeinem Volk durch die Ueberſetzung des alten und neuen Teſtaments, wovon die vier Evangelien im ſilbernen Codex, der Brief Pauli an die Römer in Fragmenten zu Wolfenbüttel, deſſelben Apoſtels zweiter Brief an die Corinther in Mailand uns erhalten ſind. Außer dieſen vom Zahn der Zeit kläglich zernagten Ueberreſten der gothiſchen Bibelüberſetzung iſt uns nichts erhalten als Bruchſtücke einer gothiſchen Homilie und eines gothiſchen Kalenders in Mailand auf derſelben ambroſianiſchen Bibliothek und ein Paar gothiſche Zeilen zu Wien und Arezzo. (Erzählung von dem angeblichen gothiſchen Glückwunſche zum neuen Jahr.)

Meine Herren, laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, nur eine Stunde lang den Formen und Klängen einer Sprache ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche Sie zu betrachten haben als die heilige Urquelle aller Gedanken und Wörter, deren Sie ſich als nationaler bewußt ſind. Ich weiß, daß dieſe deutſche Urſprache Ihren Gedanken bisher ſo fern lag, wie das Indiſche, Perſiſche und Chineſiſche; allein Sie müſſen mir einräumen, daß, wenn auf unſern gelehrten Schulen alles ſo wäre, wie es ſeyn ſollte, und wie es nicht iſt, wenn unſer Sinn und Gemüth auf Schulen frühzeitig ſowohl für das nationale, als für das höhere Sprachſtudium herangebildet würde, ſtatt durch trockne, dürftige und geiſtloſe grammatiſche Regeln nicht allein vom Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, worauf es doch hauptſächlich abgeſehen wird, ſondern noch mehr vom Studium unſerer Mutterſprache abgeſchreckt zu werden, daß in ſolchem und ſo glücklichem Fall ein Lehrer der deutſchen Sprache und Literaturgeſchichte auf Aka-

demien ganz anders über die Sprache der Vorzeit ausholen dürfte und müßte, als er es ſich jetzt zu erlauben wagt. Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, um mich über den ſchlechten und jämmerlichen Zuſtand der deutſchen Sprachſtudien auf deutſchen Schulen mit einigen Worten auszulaſſen. Und da behaupte ich, es wäre beſſer, deutſche Sprache und Grammatik würde auf Schulen gar nicht getrieben, als ſo, wie ſie getrieben werden. Es iſt eine Thorheit und ein Aergerniß, worüber einem alten Griechen kein Wort begreiflich zu machen wäre, daß unſere Schulleute eine lebendige Sprache, ja ihre eigene vaterländiſche vor jugendlichen Seelen behandeln wie die hölzernſte Maſchine und von ihren Schülern verlangen, daß ſie die Conſtruction dieſes Uhrwerks, die von Stunde zu Stunde einen ſeelenloſen Schwall grammatiſcher Regeln abſchnarrt, ſich in den Kopf lernen ſollen. Es iſt längſt gefühlt und ausgeſprochen, daß ein ſolcher Unterricht im Deutſchen nicht allein überflüſſig und zeitrau-

bend, sondern schädlich und geisttödtend ist. Die Sprache, sagt ein trefflicher Gelehrter, ist gleich allem Natürlichen und Sittlichen ein unvermerktes und unbewußtes Geheimniß, welches sich' in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart entgegen schallt; zugleich beruhet darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, das heißt ihrer innigen völligen Uebung, man müßte zwei Seelen haben.

Nun denke man sich die matten, oberflächlichen Dogmen und Regeln unserer Sprachmeister! Frage man Schiller, Goethe, die über Stoff, Form, Geist der Sprache doch ganz anders zu gebieten wußten, als alle Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was sie aus Adelung oder Heinsius gelernt haben und wie

vielmal ſie ihre Grammatik aufgeſchlagen? Vor ſechs hundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutſchen Sprache verſtanden, das heißt, ausgeübt, von denen ſich jetzt die beſten Sprachlehrer nichts träumen laſſen; und es fragt ſich ſehr, ob die Dichter des Parcifal, Titurel, des Ivein, der Nibelungen in ihrem Leben ein ſterbliches Wort von Declinationen und Conjugationen gehört haben.

Warum ſtudirt man denn nun eine Sprache, wie die deutſche Sprache, warum anders, als um in einer Zeit, in der der Sprachengeiſt halb erloſchen iſt, dieſen Geiſt auf's neue zu beleben und zum Bewußtſeyn der Geſetze deſſelben zu verhelfen. Kann man dieſes mit den gewöhnlichen, aus den neueren und neueſten Schriftſtellern herausgeklaubten Regeln, mit willkührlichen Abſtractionen aus der Sprache, die man heutzutage ſchreibt und ſpricht, mit Gemeinplätzen über mir und mich? Sicher nicht! Dazu muß man den Eimer in den alten tiefen Brunnen der Sprache hinablaſſen und

ihn mit dem urlebendigen Waſſer füllen, das dort unten quillt, muß der Sprache keine Geſetze geben und aufdringen wollen, ſondern die Geſetze dieſer Sprache belauſchen in Zeiträumen, wo noch ein unbewußter, ſchöpferiſcher Geiſt in ihr waltete. Mit andern Worten, es giebt keine andere wahre, fruchtbringende Grammatik als eine geſchichtliche. Jede andere deutſche iſt roh, unnütz, willkührlich, ſchädlich. Warum ſprechen unſere Frauen und Mädchen beſſer als wir? warum ſetzen ſie ihre Worte zierlicher und natürlicher? Weil man ihnen die Ader des Sprachtalents, die jeder Menſch mit auf die Welt bringt, auf der Schule nicht durch lederne Grammatikalien zugeſchnürt hat. Beſſer iſt jeder ſein eigner Grammatiker, als daß er Adelung, oder einen adelungiſchen Schulmeiſter dazu anſtellt.

Meine Herren, dazu hauptſächlich lenke ich Ihre Augen auch auf die Denkmäler unſerer Sprache und auf die Sprache ſelbſt, um ihnen zu zeigen, wo die Schätze liegen, welche man

ſtudiren und ſich aneignen muß, will man aus der Oberfläche der heutigen, durch die Barbarei der Gelehrten um die Schönheit und Kraft ihrer Jugend gebrachten deutſchen Sprache auf den inneren und gottlob unverwüſtlichen Kern derſelben zurückgehen. Selbſt die Unbekanntſchaft mit dieſen Formen und Klängen, deren Gefühl ſich Ihnen dabei aufdringt, ſelbſt das Störende und Mißbehagliche dieſes Gefühls iſt es, von deſſen abſichtlicher Erregung ich mich nicht ganz frei ſprechen will.

(Folgt eine Anſchaulichmachung der am ſtärkſten ausgeprägten gothiſchen Formen, und Vorleſung aus der gothiſchen Bibel.)

Die alte Rechtsliteratur. Poeſie der deutſchen Rechtsſymbole.

In den Zeiten, welche auf die gothiſche Bibelüberſetzung folgten, bis zum Schluß der erſten Periode, alſo bis auf Carl den Großen, werden uns vorzüglich noch drei Gegenſtände beſchäftigen. Es ſind dieſe erſtlich die Geſetzſammlungen der deut-

schen Völkerschaften, zweitens die kirchliche Literatur der Klöster und drittens die Anfänge der deutschen Heldensage, welche ohne Zweifel bereits in diesen Zeitraum fallen, obgleich sie sich nachweislich durch kein schriftliches Denkmal bekundet haben.

Was die Gesetzsammlungen der deutschen Völkerschaften betrifft, so liefern sie für die Geschichte der Sprache nur geringe Ausbeute, da sie ohne Ausnahme lateinisch verfaßt sind und nur, was ich zu bemerken bitte, einzelne im fortlaufenden Text selbst vorkommende latinisirte, theils in Klammern, als Glossen oder Erklärungen zugezogene ursprüngliche deutsche Wörter enthalten. Am reichsten mit solchen Glossen versehen ist das Gesetzbuch der salischen Franken (die lex salica, vorhanden in Paris) deren Glossen unter dem Namen der malbergischen bekannt sind, die ihren Namen von der Gerichtsstätte führen. (Letzte Ausgabe von Wiarda, einem Friesen.) Allein diese sind gerade durch Unwissenheit der

Schreiber am meiſten entſtellt, ſo daß es faſt unmöglich wird, die wahre Lesart wieder herzuſtellen. Nur wenige Wörter ſind klar, weil ſie ganz einfach und gar nicht zu verfehlen. Sonſt aber verräth ſich die Eigenthümlichkeit der altfränkiſchen Mundart deutlich genug in dem ch, chr, chl für h, hr, hl; ferner in dem e für i u. ſ. w.

Im mindern Grade gilt die Namenverderbung und Wortverdrehung auch für die lombardiſchen Gloſſen. Das Urtheil, das man in ſprachlicher Hinſicht über alle dieſe Gloſſen fällen kann, iſt: für die Grammatik, für die Geſchichte der Flexion haben dieſe, dem erſten Anſchein nach, ſo wichtigen Sprachquellen durchaus keinen Werth, wohl aber für die Kenntniß der Wurzeln, wenn man dabei kritiſch zu Werke geht, was Wiarda, der Herausgeber der malbergiſchen Gloſſen, aus Unkenntniß der alten Sprache, nicht verſtand.

Allein von einer andern Seite behaupten dieſe ehrwürdigen Denkmäler altdeutſcher Geſetzgebung,

herſtammend aus den Zeiten, wo die deutſchen Völkerſchaften nach den Stürmen der Völkerwanderung ſich häuslich niederließen und die Grundſteine der ſpätern europäiſchen Verfaſſungen legten, einen unſchätzbaren Werth, und Sie errathen, daß ich hierunter die Kenntniß des altdeutſchen Rechts, die Kenntniß jener unmittelbar aus dem tiefſten Grunde des Volkslebens entſprungenen Sitten, Gebräuche, Urtheile und Geſetze unſerer Vorfahren verſtehe. Soll die deutſche Literatur hauptſächlich ſich als Aufgabe ſetzen, einen Beitrag zur geſchichtlichen Charakteriſtik des deutſchen Nationalcharakters, ſoweit er literariſch documentirt iſt, zu geben, ſo hat ſie auf dieſe, wie nicht weniger auf die ſpäteren Geſetzſammlungen des Mittelalters ganz beſondere Rückſicht zu nehmen. Sie kann und ſoll dies um ſo weniger vernachläſſigen, je reichlicher ihr in dieſer Hinſicht in neuſter Zeit vorgearbeitet iſt, und dies nicht allein von eigentlichen Juriſten zu juriſtiſchen Zwecken, wie früher von Heineccius, Grupens und Dreier, ſpäter durch

Eichhorns Bemühungen, sondern auch von Männern, denen die höhere Ausbeute verschwebte, die über das Practische der Gegenwart hinausgingen und wie Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte und Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern gleichsam die Philosophie und Poesie des altdeutschen Rechts vor Augen hatten und tiefe Blicke in ganz ungewohnte Regionen des deutschen Volksgeistes warfen. Ueber die wichtigsten Punkte aus den deutschen Rechtsalterthümern kommt man jetzt immer mehr zu Ansichten und Resultaten, welche frühere, aus Unkunde und Geistlosigkeit entsprungene Vorurtheile wie Nebel und Wolken am deutschen Himmel verscheuchen, Vorurtheile, welche hauptsächlich auf der einmal gefaßten, irrigen Grundansicht beruhten, es sey das Zeitalter der deutschen Rechtsbildung ein rohes und barbarisches gewesen, daher denn auch die Rechtsausflüsse desselben als roh, unsittlich und barbarisch zu bezeichnen. Wie tief blieb man mit dieser Ansicht unter der Wahrheit! Welch absurder Vorwurf im Munde eines

Geſchlechts, das auf Stelzen einer unnationalen Bildung durch die Welt ſtolzirte, dem Rom Geſetze und Paris Sitten dictirte, und das nur deswegen auf die alten deutſchen Eichenhaine unwillig war, weil es ſich dort die Rockſchöße an den Tannenzacken zerriß, und ob dem Wehen, Säuſeln und Brauſen des altdeutſchen Geiſtes ſich den Schnupfen zuzuziehen befürchtete. Es iſt wahr, ſagt Grimm, daß in manchen Beſtimmungen des altdeutſchen Rechts eine derbe heidniſche Anſicht waltet, die unſeren gemilderten Sitten Anſtoß giebt, die als Grauſamkeit unſer zarteres Gefühl verletzt; allein iſt ſolches nur allein gothiſche Barbarei zu nennen, giebt es bei Römern und Griechen nichts dergleichen? Aber Griechen und Römer waren duldſamer gegen ihr Alterthum, ſie ſuchten ihm geiſtige Triebfedern unterzulegen und ſtatt es zu erniedrigen, zu erheben. Wenn z. B. Cicero die Strafe des Vatermörders, das Einſacken und in's Meer verſenken beſpricht, ſo ſieht er darin nicht eine rohe Abſcheulichkeit, ſondern eine sapientia

singularis der Väter. Dies ſchwatzen unſere Philologen nach; wäre das Geſetz deutſch, ſo gäbe es einen neuen Beleg für die Rohheit der unſrigen. — Darin bewieſen ſich die Alten eben großartig, daß ſie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewiſſenhaft ehrten; unſer gelehrtes Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die ſeiner nahen Heimath. Adelung in ſeiner Schilderung der älteſten Deutſchen trieb den heilloſeſten Irrthum bis auf die Spitze, er ſammelte alle Laſter der Deutſchen, die nur von irgend einem griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Schriftſteller erwähnt werden und entwarf aus dieſen Zügen ein Bild des geſelligen Zuſtandes der Vorwelt, eben als wollte man das Gemälde des heutigen mit dem Zuchthauspinſel malen. Dieſe Leute bedachten nicht, wenn ſie z. B. auf die Hörigkeit und Knechtſchaft unter den alten Germanen loszogen, daß unſere Bauern und Tagelöhner es zehnmal ſchlechter haben und in ſchmachvoller Sorge, Arbeit und Kümmerniß

ihr Leben verzehren, während germanische Knechte und Hörige menschlich und liebreich behandelt wurden und ihres Lebens froh werden konnten. Statt des Vorwaltens persönlicher Bußen, fährt derselbe Schriftsteller fort, haben wir unbarmherzige Strafen, schmachvolle Gefängnisse, statt seiner farbigen Rechtssymbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier Gerichtsdiener, die namenlose Abgaben erpressen. Eintöniger Mattheit ist die starke individuelle Persönlichkeit und die kräftige Hausgewalt des alten Rechts gewichen. Welche Wahrheit dringt daher aus Herders Worten, wenn er sagt und fragt: ist's besser, ist's für die Menschheit tüchtiger und gesunder, lauter leblose Räder einer großen hölzernen Gedankenmaschine hervorzubringen, oder — Kräfte zu wecken und zu regen? Kräfte zu wecken, sollt's auch durch sogenannte unvollkommene Verfassungen, Unordnung, barbarischen Ehrenpunkt, wilde Händelsucht und dergleichen

seyn — wenn's Zweck erreicht, immer besser, als lebend todt seyn und — modern.

So sprach Herder, und ich denke, es sind Worte, die er unserer Zeit aus dem Herzen und zum Herzen spricht, obwohl sie in seiner eignen matten ohne Echo sich verloren.

Schreiten wir nach dieser Einleitung der Epoche näher, aus welcher die erwähnten ältesten Gesetzsammlungen der germanischen Stämme herrühren. Es ist ein wehmüthiges Gefühl, das uns bei diesen Wurzeln des deutschen Rechts ergreifen muß, wenn wir bedenken, daß aus diesen Wurzeln, so sinnlich, stark und mächtig sie sind, nicht die Eiche eines deutschen Rechts hervorgeblüht ist, um uns heimathlich mit seiner Krone zu überschatten. Das war die Barbarei, die uns um unser Recht brachte, das war die Rohheit, die uns ein fremdes Recht äußerlich aufzwang und sich daher für unfähig zu eigener und selbstständiger Entwicklung des Rechts erklärte, das war die Unsittlichkeit, von den Sitten der Vor-

fahren abzufallen und die fasces des römischen Tribunals zu küssen, die Herrmann zerbrochen hatte. Daran sind unsere Kaiser Schuld, nicht der erste, Carl der Große, der ein Deutscher war mit Leib und Seele, nicht Heinrich der Vogler, der auch noch keinen fremden Blutstropfen in seinen Adern hatte, sondern Friedrich Barbarossa und Friedrich der Zweite, die mit Italien Buhlschaft trieben und jenes römische Kaiserrecht in Deutschland begünstigten und einführten, das, obwohl aus freien Römerzeiten sich herschreibend, den späteren Tyrannen dienstbar geworden war und das Siegel ihrer absoluten Gewalt an sich trug, wie ich dies, im Verlauf dieser Geschichte und hauptsächlich bei Erwähnung des Sachsenspiegels weiter ausführen werde. So bleibt denn nun unser Recht ein Torso, der zerstümmelte Rumpf eines Herkules, dessen vollständige Kraft und Schönheit nur geahnt, aber nicht deutlich zur Anschauung gebracht werden kann; denn, wer vermöchte jetzt, nachdem erst das Christenthum

und dann das Römerthum die Entwicklung unſers vaterländiſchen Rechts zerſtört und gehindert haben, mit Sicherheit einen wahren Maaßſtab an dieſe Rechtsruinen zu legen? Wer wollte die zurückgedrängten, halb aufgeſchloſſenen Blüthen des deutſchen Rechts mit der allmählig gereiften Frucht des römiſchen vergleichen? des römiſchen, das ſo viele tauſend Jahre und in fortlaufender ungeſtörter Praxis ausgeſponnen und gebildet wurde. Und dennoch hat dies römiſche Recht, das in unſäglicher Vollſtändigkeit von Rechten und Geſetzen wie zum Spott über unſerm recht- und geſetzloſen Zuſtande ſchwebt (denn was iſt für den Deutſchen ein römiſchgeſchriebenes Recht, etwa mehr oder nur ſo viel wie eine lateiniſche Gebetformel für den katholiſch-deutſchen Bauern?) dennoch hat dies Recht, das aus Deutſchland hinaus muß, wenn Deutſchland in ſich ſelbſt hinein will, nicht ſo viele anziehende Seiten, als das altdeutſche, nicht dieſen Reiz der Friſche, nicht dieſe Fülle der Phantaſie, nicht dieſe Durchdringung des Poetiſchen

mit dem Sinnlichen und Rechtlichen, endlich nicht einmal die Reichhaltigkeit der Quellen, die, je länger je mehr, heutzutage aus allen Zeiten zusammenströmen und es beurkunden, daß an Saftigkeit, Witz, Gemüth, Phantasie, Unschuld, Reinheit, ja selbst in Hinsicht der Form, an epigrammatischer Fassung, an schlagenden Ausdrücken keiner Nation Rechtsquellen mit denen der deutschen in Vergleich zu stellen sind.

Der Stoff des deutschen Rechts ist wahrhaft unendlich. Des Interessanten bieten schon die, leider in ihrer zufälligen Fassung unnationalen ältesten Rechtsbücher aus dieser Zeit so viel und mancherlei dar, daß die deutsche Literairgeschichte, will sie nicht etwa die ganze Sache mit Blindheit und Stumpfsinn übergehen, oder mit ein Paar dürftigen, allgemeinen Worten abspeisen, eher über die Fülle — als über die Dürftigkeit der Auswahl in Verlegenheit gerathen könnte. Ich glaube nicht eben fehl zu greifen, wenn ich, zur Veranschaulichung des Gesagten, einen kleinen Abschnitt

aus der Symbolik des Rechts bei unsern Vorfahren anführe und dazu diejenigen Symbole wähle, welche sich auf ihre Waffen, auf Pfeil, Hammer, Speer und Schwerdt bezogen und gerade solche Rechtssymbole sind, welche man ihnen eigenthümlich zulegen muß.

Symbol, oder nach altdeutschem Ausdruck, Wahrzeichen, ist im Sinne unsers alten Rechts die bildliche Vollbringung eines rechtsgültigen Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder persönliche Verhältnisse und beruhen in der Idee, daß Sache oder Person dabei sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Vom Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen seines wirklichen Antheils; auf den Acker wird ein Stuhl gesetzt, ein Wagen gefahren, ein Feuer angezündet, zum Zeichen, daß man von ihm Besitz genommen hat; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh weg, zieht die Schuhe aus, die Frau löset ihren Gürtel — alles, um verschiedene

Handlungen rechtlich durch diese Zeichen zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, ein Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus, eine Waffe symbolisirt diesen oder jenen Vorsatz, diese oder jene Machtvollkommenheit u. s. w. Wie sinnlich-poetisch dadurch das Rechtsleben wurde, bedarf keiner Erläuterung.

So adoptirte der Gothe durch den Bart, der Nordmann durch den Schuh, der Franke gab seinen Knecht frei durch das Symbol eines Geldstücks, der Longobarde durch das Symbol eines Pfeils!

Wie ausdrucksvoll! Der vom Bogen abgeschossene Pfeil bezeichnete den Eintritt in die Freiheit, wie von andern Völkern bei ähnlicher Gelegenheit Vögel in die Luft gelassen werden.

Im Norden berief ein Stock oder Pfeil die Volksgemeinde, in Deutschland der Hammer. Der Deutschen ältester Hammer war von Stein und führt daher den Namen, er war ihnen ein

geweihtes Geräth. (Thor's Zeichen war ebenfalls ein Hammer, durch dessen Wurf er sein Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Flüsse andeutete.)

Speer bedeutete in der alten Gesetzsprache den Mann und Mannsstamm, im Gegensatz der Spindel oder Kunkel, welche das Weib symbolisirte; daher man nach dem späteren Ausdrucke den Speer- oder Spillmagen und Schwerdtmagen, das ist Verwandten von Seiten des Mannes, und den Spindel- oder Kunkelmagen, d. i. Verwandten von Seiten des Weibes hat. — Das nächste Blut vom Schwerdt geboren erbt, heißt in einem der alten Gesetze über das Recht die männliche Erstgeburt.

Außerdem war der Speer, gleich Stab und Fahne, für Fürsten und Könige ein Symbol der Uebergabe von Land und Leuten, ferner, wie auch bei den Römern, die hasta sanguinea praeusta, zur Ansage des Krieges.

Am vielfältigsten findet man aber das Schwerdt in symbolischer Bedeutung.

1) Auf das Schwerdt und zwar auf den Griff desselben, mit in die Erde gesteckter Spitze, wurde bei Schwüren und Gelübden die Hand gelegt.

2) Ueberwundene mußten dem Sieger entweder ohne Schwerdt entgegentreten, oder ihm den Griff des Schwerdts hinreichen, gleichsam als ob er sie umbringen wolle.

3) Das Schwerdt war Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt und des Rechts über Leben und Tod. Der alte Comes erschien nicht ohne Schwerdt vor Gericht und der Freigraf wurde noch später per gladium et funis traditionem investirt.

4) Nach den altfriesischen Gesetzen trug der Bräutigam der Braut ein Schwerdt vor, zum Zeichen, daß der Mann Gewalt über ihr Leben habe; konnte eine angeschuldigte Frau sich wegen

Ehebruch nicht reinigen, so hatte der Mann die Wahl, sie zu schlagen oder zu enthaupten.

5) Auch bedeutete die Uebersendung und Annahme des Schwerdtes die zu vollziehende Hinrichtung: quodsi ingenua Ripuaria servum Ripuarium secuta fuerit et parentes ejus hoc contradicere voluerint, offeratur ei a rege seu a comite spata et conucula; quodsi spatam acceperit, servum interficiat; si autem conuculam, in servitio perseveret; lautet es wörtlich in den Gesetzen der ripuarischen Franken.

6) Auch war es im deutschen Alterthum Sitte, wenn ein Mann bei einer Frau schlief, die er nicht berühren wollte, daß er ein nacktes Schwerdt zwischen sich und sie hinlegte.

Darauf spielt unter andern noch in späterer Zeit jener Vers in Tristan und Isolde an:

hierüber sant Tristan einen Sin,
sie gingen an ihr Bette wider
und leiten sich da wider nider
von einander, wol hin dan
reht als man un man;

niht als man un wip;
da lac lip un lip
in fremder gelegenheit,
auch hat Triſtan geleit
ſin ſwert bar enzwiſchen ſi.

Auch in dem Gedichte Wolfdieterich und die Heidentochter findet ſich eine ſolche ſymboliſche Handlung:

Wolfdieterich holt ſein ſwert
das legt er in die Mitte
zwiſchen in un ſie.

nicht weniger in den Nibelungen und einem Volksliede im Wunderhorn, in welchem letzteren es heißt:

Der Herzog zog aus ſein goldiges Schwert
er leit es zwiſchen beide hert (Schultern)
das Schwert ſoll weder hauen, noch ſchneiden
das Aennelein ſoll ein megedli bleiben.

Dieſe Sitte hat ſich noch im funfzehnten Jahrhundert erhalten, indem Bevollmächtigte eines verlobten Fürſten mit der fürſtlichen Braut zu Bett gingen und zum Schein die Ehe vollzogen, was man den Bettſprung nannte. So wurde

noch 1477 die Sache mit Maria von Burgund, Carl des Kühnen Tochter und Braut des Erzherzogs und spätern Kaisers Maximilian gehalten; Maximilians Bevollmächtigter, der Pfalzgraf Ludwig, stieg gestiefelt und gespornt in's Hochzeitsbett und legte ein bloßes Schwerdt zwischen sich und die Braut.

Die klösterliche Literatur.

1) Unglücklicher Einfall der heutigen Italiener, auf die Herrschaft der Gothen in Italien zu schelten. — Das von den Gothen befreite Italien. — Lob der Gothen. — Schlechte Regierung der Byzantiner. — Vergleichung des Lebens in den germanischen Volksstämmen mit dem byzantinischen Reiche.

2) Rauher war indeß das Auftreten der Franken in Gallien, der Angelsachsen in Britannien — allein das Licht der regen Erkenntniß, die Naturforschung, flüchtete sich aus dem byzantini-

schen Reiche in die Klöster von Irland und Schottland, die Sachsen in England überkamen mit der christlichen Lehre die Wissenschaft und leuchteten darin andern Nationen vor, bis Carl der Große dieselbe über den Canal holte. —

3) Bildung der Klöster, Gasthäuser, Krankenhäuser, vom sechsten bis achten Jahrhundert — sie machten Land urbar, bildeten Völker, bereicherten die Wissenschaften. Alfred poetisch, arm. — Carl der Große frugal. — Harun Alraschid glänzend und reich; konnte daher mehr für die Wissenschaft thun. Dennoch kann der vorübergehende Glanz eines Herrschers nicht verglichen werden mit den Vorzügen der Freiheit wissenschaftlicher Institute.

4) Bonifacius, Wunfried oder Winfried. Schon von Carl Martell war eine nähere Verbindung zwischen dem Frankenreiche und dem römischen Bischof eingeleitet worden. Diese wurde enger geschürzt und auf den größten Theil von Deutschland (Baiern, Schwaben, Rheinprovinzen,

Heſſen, Weſtphalen, Friesland) ausgedehnt. — Erzbiſchof von Mainz — Stifter von Klöſtern und Kloſterſchulen a) zum Unterricht der Geiſtlichen, b) zum Unterricht der Laien im trivium und quadrivium.

5) Deutſche Kloſterſchriften aus dieſer Zeit. Die deutſchen, meiſtens fränkiſchen Mönche, welchen wir Schriften in einheimiſcher Sprache aus dieſer Zeit verdanken, ſtehen an Originalität u. ſ. w. zurück gegen die engliſchen. Sie lieferten nur Ueberſetzungen, lateiniſche Hymnen, Glaubensbekenntniſſe, Ordensregeln und dergleichen.

1) Das älteſte iſt wohl das Bruchſtück des Iſidoriſchen tractatus de nativitate domini, wahrſcheinlich aus dem Anfang des achten Jahrhunderts, herausgegeben von Palthen. Greifswalde, 1706, am genaueſten von Roſtgaard in der däniſchen Bibliothek, 1738.

2) Die Ueberſetzung der regula Sancti Benedicti von Kero, um 720. Er war Mönch von

Sanct Gallen, schrieb allemannisch, abgedruckt in Schilteri thesaurus Antiq. Teuton. (Goldast, Schilter, Eccart und Dozen lieferten die Hauptsammlungen dieser Epoche.)

3) Mehrere kleinere Denkmäler, als Gebete, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln, prosairte lateinische Hymnen u. s. w., die man bei Eccart und Dozen findet.

Die meisten dieser Uebersetzungen sind steif und geistlos, besonders die Uebersetzung der regula Benedicti; z. B. nimmt er deliberatione für zwei Wörter und verdeutscht fon frihalte, morose = sitilihho, als ob es vom mos käme. — Dennoch hat eben diese Arbeit für den Sprachforscher den meisten Werth und bewahrt uns manche nachher verschwundene Form. Die Mundart ist allemannisch und liebt k für g, ua für uo, hl für l, hr für r, u. s. w.

Volksgesänge.

1) Von der ursprünglichen Feinheit des Epos und der Geschichte. Von der Aufgabe der heutigen Geschichte. Attila — Theodorich. — Alboin.

2) Von den Sängern der alten Deutschen — Sie waren nicht die Dichter, die ausschließlichen — sondern zum Absingen der Heldengedichte besonders fähig. Das Wort liedos (Venantius Fortunatus) kommt schon im sechsten Jahrhundert vor, als Strophe.

a) Jordanes (um 540 — 50) erzählt, wie bei den Gothen die Geschichte der Vorzeit durch alte Gesänge fortgepflanzt sey, de rebus geticis, quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur — und wie sie die Thaten der Vorfahren unter Begleitung der Cither gesungen.

b) Im Leben des heiligen Lüdger wird erzählt, wie ein Blinder, Namens Bernlef, vor ihn gebracht, den seine Nachbaren sehr lieb gehalt,

weil er geſprächig geweſen und die Thaten der Vorfahren und die Kriege der Könige mit Geſang angenehm zu erzählen gewußt. (Quod esset affabilis et antiquorum actus et regum certamina bene noverat psallendo premovere.)

c) Bekannt ſind auch die Sänger bei Attilas Gaſtmahl.

d) Ein ſolcher Spielmann war Volker von Elſaß, der vor Gotelinde ſpielte, im Nibelungenlied 6833.

> Volker mit siner videlen dan
> chom gezogenliche fur Gotelinde stan
> er videlt sueze done, und sang ir siniu liet.

und wo iſt wohl ſchöner die Macht der Poeſie erzählt worden, als im Nibelungenlied, wo Volker ſeine Freunde nach dem großen Verderben in den Schlaf ſingt und den Schmerz mit Geſang mildert.

3) Solche Heldenlieder meinte Tacitus in der Germania und den Annalen. Solche Heldenlieder ließ Carl der Große ſammeln, aufſchreiben

und lernte sie auswendig, die Stelle lautet in Eginharti vita Caroli: item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. — Schlegels falsche Ansicht. —

Solche Heldengedichte waren es, die Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, so zuwider waren, daß er sie weder lesen, hören, noch hersagen mochte: Theganus de gestis Ludovici: poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere volui.

4) Uns ist nur zweierlei aus dieser Periode von Heldensagen übrig geblieben:

a) ein lateinisches Werk de prima Attilae expeditione, was, nach lateinischen Mustern ungebildet, allen poetischen Werth verloren hat, und

b) das Lied von Hildebrand und Hatubrand. Ausg. Gebrüder Grimm. 1812.

Dieſes Fragment galt lange für ein Stück eines niederſächſiſchen Proſaromans. Die Alliterationsform zuerſt nachgewieſen von den Gebrüdern Grimm. Iſt vielleicht in Heſſen gedichtet in finem VIII. saec.

II.

Von Carl M. bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen.

Einleitung.

Das Charakteristische dieser Periode ist das Vorherrschen der klösterlichen Literatur, Uebersetzung der Evangelien, Hymnen u. s. w. —

Selbst die weltlichen Lieder, das Ludwigslied, so schön und poetisch es ist, verräth den geistlichen Verfasser. Um die Freiheit der Poesie war es geschehen.

Im Volke keimten und wuchsen ohne Zweifel die Lieder des deutschen Sagenkreises aus der Völkerwanderung immer fort. Ein Gedicht in

lateinischen Hexametern, de prima expeditione Attilae von einem Mönch zu St. Gallen, Namens Ekkart († 973) giebt eine Uebersetzung aus damals vorhandenen deutschen Sagen. — Von deutschen Heldenbüchern spricht ein Schriftsteller um's Jahr 1000. Die Lyrik hatte noch ein schlimmeres Schicksal. —

Deutsche Trink- und Minnelieder, so wie Spottgedichte werden erwähnt, sind aber für immer verloren gegangen. Im Jahr 789 wurde es den Nonnen auf's strengste untersagt, Liebeslieder (Minnelieder) abzuschreiben, oder sie andern Nonnen zuzuschicken.

Reichhaltiger fließen in diesem Zeitraum die nordischen und angelsächsischen Quellen. Vielfach sind die Lieder der Edda, die aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhunderte stammen, und die den Geist des Heidenthums in ungebrochener Stärke wiedertönen.

Eben so frisch und national sind die angelsächsischen Heldenbilder, so das schöne Lied vom

König Aethelſtan und beſonders das Lied von Beowulf, im achten und neunten Jahrhundert verfaßt, zuletzt herausgegeben von Thorkelin unter dem lächerlichen Titel: de Danorum rebus gestis, Copenh. 1815, mit einer fehlerhaften lateiniſchen Ueberſetzung. — Alfred. — Die Form der Alliteration dauerte bei Scandinaviern und Angelſachſen noch bis in's zehnte, ja elfte Jahrhundert fort, bis auch hier die Reime eindrangen.

Carl der Große.

Die Sagen von Carl dem Großen ſtammen nicht aus dieſer, ſondern der nächſtfolgenden Periode. Es ſind Nachbildungen nord-franzöſiſcher Werke, von denen in der Folge die Rede ſeyn wird. Hier aber nur die Bemerkung, daß dieſe Gedichte unter der Größe Carls des Großen geblieben ſind. Sein Feldherr Roland und die unglückliche Schlacht bei Ronceval ſpielen die Hauptrollen. Doch iſt auch die Schilderung, wie

Carl der Große mit seinen Franken in die Lombardei einzieht, so übertrieben sie ist, nicht ohne Reiz. Desiderius auf dem Thurm von Pavia.

Zu dieser Zeit besuchte Carl die Stadt Rom, stieg in die Gruft des Apostels Petrus und schloß lebenslängliche Freundschaft mit dem Papst (Hadrian II.), dem er die Schenkung seines Vaters bestätigte; wofür er Patricier von Rom und später Carolus Augustus von Gottes Gnaden römischer Kaiser wurde. (In früheren Urkunden heißt er: Se. Excellenz, Carl, König der Franken und Patricier von Rom.)

Carl gehörte zu den Giganten der Geschichte, die einsam mit ihren Häuptern über dem Strom der Jahrhunderte stehen und sich einander die Hand reichen. Alexander, Cäsar, Carl der Große, Napoleon — Peter der Große kaum; er gleicht mehr einem ungeheuren mechanischen Hebel, als einem geistigen.

In Carl ist nichts französisches, kein späterer, französischer König sieht ihm im entferntesten ähn-

lich; dagegen Barbaroſſa, Friedrich II., Heinrich IV., Carl V. ihm doch wenigſtens bis an die Achſel kommen. Dies iſt der Troſt in der deutſchen Geſchichte, im Vergleich mit der franzöſiſchen, daß ſich das Auge doch an einigen rieſigen Naturen weiden kann. —

Die Karolinger.

Ludwig das Kind († 911) hatte viel zu leiden von den Einfällen der Normannen. Ihre Dreiſtigkeit. Schifffahrt auf dem Rhein bis nach Worms. Ihre Niederlage 883 durch den fränkiſchen König Ludwig, Sohn von Ludwig dem Stammler.

Das Ludwigslied,

bearbeitet zuletzt von Dozen und Lachmann. Das ſchönſte unter allen durch Kühnheit des Ausdrucks, obgleich in ſeiner Freiheit geſtört durch die chriſtliche Faſſung.

(Vorleſung der vorzüglichen Strophen.)

Zwei Jahrhunderte später als das Ludwigslied (881) ward der Hymnus auf den heiligen Hanno gedichtet, ein Gedicht, das man den treusten Spiegel der Zeit nennen kann, indem darin alle Elemente derselben als verschmolzen erscheinen. Das Poetische darin ist heidnischer Natur, kriegerische Begeisterung aus der Heldenzeit der Nation, wo die deutschen Stämme gewappnet in der Welt umherzogen. Dagegen ist die Anlage des Ganzen gelehrt und zeugt von der Lesung der lateinischen Schriftsteller, besonders der Geschichtschreiber; der Ton und die Färbung ist mönchisch-christlich, und ich zweifle nicht daran, daß der Verfasser (uns unbekannt) Mönch in irgend einem deutschen Kloster war.

Der Bischof Hanno von Cöln (Nebenbuhler des Adelbert von Bremen) starb 1075; man kann das Gedicht in's Jahr 1100 setzen.

Opitz hat es zuerst entdeckt und herausgegeben; der Text ist sehr verdorben. Die neuste Ausgabe ist von Goldmann 1816.

Das Ganze hat einen ziemlich bedeutenden Umfang, es besteht aus 49 Stophen.

Plan desselben. Vorlesung im Auszug.

Das Ludwigslied und der Hymnus auf den heiligen Hanno sind die beiden einzigen poetischen Werke aus dieser Periode, die frei erfunden und nicht übersetzt sind.

Wir kommen nun zu den theils poetischen, theils prosaischen Uebersetzungen, die größtentheils nur von Seiten der Sprache, grammatisch und lexikographisch Werth haben. Sie sind die Produkte der unter Carl dem Großen begonnenen christlichen und wissenschaftlichen Bildung der Klöster, wie der Dom- und Klosterschulen. Die Dom- und Klosterschulen erheben sich zuerst in Frankreich. Nach dem Vorbilde der Schule von Tours, welcher Alkuin vorstand, ward 813 die Klosterschule zu Fulda eingerichtet, durch Rhabanus Maurus. Mit Mönchen aus Fulda wurden

mittel- und unmittelbar die andern berühmten Klosterschulen in Deutschland besetzt; (die berühmtesten sind Hirschau, Sanct Gallen, Reichenau, Weißenburg (Westobrua) und Korwey.) — Unter den ersten sächsischen Kaisern kamen auch die Dom- und Stiftsschulen zu den Klosterschulen hinzu und wurden Hauptsitze der deutschen Gelehrsamkeit; Cöln, Bremen, Hildesheim, Paderborn, Trier und das Niederländische Lüttich und Utrecht. Als aber die Geistlichkeit reich und unter Heinrich IV. (Gregorius VII.) von Kaiser und Reich unabhängig wurde, hörte der Fleiß auf und Dom- und Klosterschulen verfielen. — Aus der Blüthe der geistlichen Bildung gingen hervor die deutschen Chronikenschreiber Witekind († 1004) von Korwey (ziemlich besonnen), Dietmar von Merseburg († 1018) (albern, abergläubisch), vorzüglich Lambert von Aschaffenburg, dazu die poetische Aebtissin von Gandersheim, de gestis Ottonum in lateinischen Hexametern und christlich-lateinische Komö-

dien, wodurch sie den heidnischen Terentius zu verdrängen suchte. (980.)

Bezeichnen wir nun einige der bedeutendsten deutschen Uebersetzungarbeiten aus dieser Epoche, die aus den Klöstern hervorgegangen sind.

Die umfangreichsten sind die sogenannten Evangelienharmonien, denen uns drei aufbewahrt sind, zwei poetische und eine in Prosa.

1) Letztere ist die älteste, sie ist eine Uebersetzung von Tatiani evangeliorum harmonia. Der Verfasser ist unbekannt; Zeit: Mitte des neunten Jahrhunderts. Im Schilterschen Thesaurus. Eine der ansehnlichsten und reichhaltigsten Sprachquellen. Sie ist hochdeutsch und sehr gut und fließend gerathen.

2) Die zweite ist in niedersächsischer Sprache und zwar in Alliterationsversen, aus dem Zeitalter Ludwigs des Frommen, der einem berühmten sächsischen Dichter die Ausführung übertragen hatte. Für die niedersächsische Sprache das wichtigste Denkmal, von dem aber bisher nur Bruch-

stücke gedruckt sind. Der Ausdruck ist an Stellen kühn und großartig, es erregt Wehmuth, daß ein solches Talent zu einer unfreien Schöpfung sich herabließ.

(Vorlesung einer übersetzten Stelle.)

3) Die dritte Evangelienharmonie ist in oberdeutscher Sprache von Ottfried, Schüler des Rhabanus Maurus, aus dem Kloster Weißenburg im Elsaß; die Uebersetzung fällt zwischen 860 und 70. Abgedruckt in Schilter und Scherz. Eine neu angekündigte Ausgabe von Graff ist nicht zu Stande gekommen.

Nächst Ottfrieds gereimter Evangelienharmonie ist, ebenfalls in fränkischer Sprache die poetische Uebersetzung der Psalmen durch Notker merkwürdig. Notker hießen mehrere kenntnißreiche Mönche in Sanct Gallen, der Verfasser der Psalmenübersetzung wird durch den Zusatz Labes unterschieden, † 1022 als Benedictiner-Mönch zu Sanct Gallen. Die Notkersche Handschrift zu Sanct Gallen unterscheidet sich von an-

dern damaligen, früheren und späteren Handschriften durch das Accentuationssystem, das von Anfang bis zu Ende hindurchgeführt ist; es hat zwei Accente, den Akutus und Gravis, die er durch ein Zeichen ausdrückt, dann den Circumflex, wodurch er lange Sylben bezeichnet — diese scheinen sämmtlich aus Verdoppelung entsprungen zu seyn z. B. vān für vahan, hāt für habet u. s. w.

Vermuthlich hat Notker außer der sehr schätzbaren Uebersetzung der Psalmen, noch manche andere, besonders weltlicher Bücher veranstaltet, die gegenwärtig zu St. Gallen aufbewahrt werden. So des Boethius Trostbuch, des Aristoteles Organon u. s. w.

(Vorlesung des Vaterunsers, bei Ottfried und Notker, 150 Jahre später.)

Ein 50 Jahr später als Notker bearbeitete der Abt Willeram das hohe Lied paraphrastisch. Willeram war Abt zu Ebersberg in Baiern und † 1085. Im Jahre 1827 erschien

von dieſer Paraphraſe ein Auszug mit Wörterbuch von H. Hoffmann.

Den Kreis dieſer Denkmäler ſchließe ich mit Erwähnung der Gloſſenſammlungen und der reda umbe diu tier.

Letzteres iſt ein kleiner physiologus, oder bestiarius aus dem elften Jahrhundert. Es werden darin verſchiedene Thiere beſchrieben und ihnen eine chriſtlich-myſtiſche Bedeutung zugelegt.

Aehnliche Thierdeutungen finden ſich auch bei den Minneſängern wieder.

Die Gloſſenſammlungen ſind deutſche Gloſſarien zu lateiniſch-geiſtlichen Schriften. Sie ſind benannt theils nach ihren Verfaſſern (glossae Rhabani Mauri), theils nach dem Ort, wo die Handſchriften ſich finden (glossae castellanae), theils nach neueren Herausgebern (glossae Junianae). Der Werth des ſchilterſchen Gloſſariums beſteht hauptſächlich in der fleißigen Benutzung dieſer Gloſſen.

Zum Schluß der ganzen Periode mag ein Auszug aus der sogenannten Kaiser-Chronik dienen, welche eben zwischen Schluß und Anfang dieser und der folgenden fällt, als gereimte Mönchs-Chronik aber noch ganz dieser angehört.

Sie ist erst seit einigen Decennien entdeckt, fängt natürlich an von Erschaffung der Welt und schließt mit König Linthar (Loth. II., es muß nicht heißen Luitprand, sondern Liutprand, nicht Luitgard, sondern Liutgard). Sie ist ohne Zweifel kurz nach dem Tode des Kaisers geschrieben. (Lothar II. † 1137.)

In den einengenden Mauern des gebundenen klösterlichen Lebens nahm, wie leicht zu erachten, die deutsche Verskunst eine rauhe und unfreundliche Gestalt an; wie denn überhaupt das elfte und zwölfte Jahrhundert als barbarisch sehr verrufen sind; was die poetische Literatur betrifft, so kann man wenig darüber sagen, da fast nichts aus diesem Zeitraum übrig geblieben, mit Ausnahme der Kaiser-Chronik. Karls und seiner Nachfolger

Unterrichtsanſtalten wurden vernachläſſigt, die Elemente der hiſtoriſchen Kenntniſſe löſten ſich auf in den Klöſtern zu dem abenteuerlichſten Chaos. Wie ganz anders geſtaltete ſich hier die Poeſie der Geſchichte, als in den Liedern des Volkes, indem bloße Fiction und Willkühr die Stelle der poetiſchen Nothwendigkeit vertrat.

Dies wird Ihnen klar werden aus dem, was ich aus der Kaiſer-Chronik Ihnen mittheile.

(Schlegel deutſch. Muſ. 2ter Bd. Kaiſer-Chronik von Dozen.)

III.

Die Hohenstaufen.

Beginn des Mittelalters und der mitteldeutschen Literatur. Die schwäbische Mundart, die Geburtssprache der Hohenstaufen, wird die herrschende. Das Uebergewicht des Geistes, der Macht und des Glanzes tritt entschieden auf die südliche Hälfte Deutschlands. Unter sächsischen Kaisern hätte die nördliche Hälfte dieses Uebergewicht errungen, und statt der schwäbischen Mundart wäre die niedersächsische die herrschende geworden. In mancher Hinsicht kann man bedauern, daß beides nicht geschehen. Das Hauptziel der Hohenstaufen war Herrschaft in Italien, welches den Norddeutschen, wie man an Heinrich dem Löwen sieht, ferner aus dem Wege lag. Die

Hohenstaufen suchten ihre Herrschaft in Deutschland, wie in Italien, zu befestigen durch Einführung des römischen Rechts, worauf ein norddeutscher Kaiser nicht gefallen wäre. Die Einbuße an höfischer Poesie hätte der Volksgeist mehr als ersetzt. —

Die Gegenstände dieser Periode sind 1) die Poesie des Adels, 2) die Poesie des Volks und 3) in Prosa die Land- und Stadtrechte, deren Sammlung wir dem Eifer von Privatpersonen verdanken. Die klösterliche Literatur ist also zurückgetreten; sie beschränkt sich auf einige Legenden und Predigten.

Adelspoesie und Volkspoesie des Mittelalters.

Diese beiden Elemente muß man sorgfältig unterscheiden. Die Blüthe beider fällt in das Ende des zwölften und in das dreizehnte Jahrhundert; also der Zeit nach sind sie — als Literatur — nicht getrennt. Desto mehr ihrem Ur-

sprunge, Werth und Charakter nach. Die Volkspoesie ist ihrem Ursprunge nach deutsch, Original, die Ritterpoesie ost- und südeuropäisch, Nachahmung. Weil letztere in romanischen Ländern entsprungen, heißt sie auch die romantische (im engeren und eigensten Sinn).

Sie erinnern sich aus dem achten Jahrhundert des deutschen Liedes von Hildebrand und Hatubrand und dessen, was wir bei dieser Gelegenheit über dies epische Fragment aus dem deutschen Sagenkreise bemerkt haben; auch der Lieder, welche Carl der Große sammeln ließ und die wir als eben diesem Kreise aus der Zeit der Völkerwanderung angehörig anerkannt haben. Leider sind uns außer dem merkwürdigen Hildebrandsliede, keine Lieder aus früherer Zeit zugekommen, sie wurden wie die homerischen Gesänge rhapsodistisch von wandernden Sängern vorgetragen und durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Erst zu der Zeit, da die deutsche Schrift allgemeiner aufkam (noch Ottfried

ſpricht von der Schrift, als einem Kloſtergeheimniß) im zwölften und hauptſächlich im dreizehnten Jahrhundert, konnten die Dichtungen mehr fixirt werden. Dies war aber für die Poeſie nicht nothwendig, noch einmal natürlich, denn Volkspoeſie und geſchichtliche Sage lieben das Wehen des Mundes und in der Regel iſt der geſchriebene und gedruckte Buchſtabe ihr Sarg. Es war alſo mehr ein Zufall als innere Nothwendigkeit, wenn das Nibelungenlied, wie es im zwölften Jahrhundert im Herzen und auf den Lippen der Nation lebte, für uns durch Schrift ſich erhielt. Wie wäre es ſonſt zu erklären, daß von ſo vielen deutſchen Nationalgedichten, deren Exiſtenz in jener Zeit erwieſen werden kann, nur ſo wenige auf uns gekommen, während faſt alle Producte der Ritterpoeſie, ſelbſt die unbedeutendſten, oft in zahlreichen Handſchriften ſich uns erhalten haben.

Wir nehmen alſo an: es hat die deutſche Poeſie in ihrer Eigenthümlichkeit bis zum zwölften Jahrhundert fortgeblüht und ſich immer reicher

unt anmuthiger entwickelt. Fände ſich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeſchrieben, ſo würde es wohl kürzer, unbehülflicher in Worten, dem Hildebrandsliede ähnlicher, aber vielleicht noch in größerem und ſtrengerem Stil ſeyn, wie denn das Großartige bei aller Entwickelung ächter Poeſie und Kunſt den Anfang macht und das ſpätere Schöne und Anmuthige, das Reizende und Gefällige der Form ſelten ohne Verkürzungen der geiſtigen Dimenſionen, ohne Nachtheil des Erhabenen und Kühnen zu Stande kommt, dieſes ſelbſt aber das Anmuthige, und Schöne, in der Folgezeit immer anmuthiger und ſchöner werden will und daher zuletzt ſeinen urſprünglichen Charakter völlig einbüßt und in's Schönliche und Manierirte ausfällt. Extenſiv war das geſungene Nibelungenlied gewiß nicht ſo bedeutend, als das geſchriebene, das alle Partien deſſelben zu einer Einheit verarbeitete und manches einflocht, was vielleicht urſprünglich nicht in den Kreis deſſelben gehörte. Intenſiv aber mag das geſungene Ni-

belungenlied noch bedeutender gewesen seyn, trotz der Bildung, welche der unsterbliche Sammler und Formengeber desselben, vor dem Volk voraus hatte. Denn es ist die Bildung des Deutschen leider zu keiner Zeit eine nationale gewesen, sondern eine fremde, anfangs eine lateinische, später eine romanische. So entstand die Spaltung zwischen dem gebildeten Einzelnen und der großen Volksmenge, zwischen dem fremden Wissen und der heimischen Kraft, der Gelehrsamkeit und dem Volkswitze, den unnationalen Formen und dem vaterländischen Charakter, eine Spaltung, die den Nibelungendichter nur einen Fuß breit, unsere Dichter schon unabreichbar vom Volke trennte, da sie mit der Zeit immer weiter klüftete, das Volk sich selbst überlassen blieb und der Gebildete sich durch die Kenntnisse und Anschauungen der ganzen Welt bereicherte. Diejenigen, welchen die geistige Bildung des Volkes zunächst oblag, die Priester, holten aus den meistgetrübten Quellen der Vorzeit ihre Gelehrsamkeit und eine Sammelei

von Kenntnissen, die dem Volk nichts nutzten. Daher ist es auch gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Geschichte entwickelt hat, lateinisch und nach lateinischen Vorbildern wurde sie behandelt, weder kritisch noch poetisch; einer copirte noch dazu den andern und man findet oft dieselben Worte bei vier bis fünf Chronikenschreibern wieder. Erfreulich ist es aber, sagen zu können, daß die besten Chroniken, die erst mit dem vierzehnten Jahrhundert anfangen, Städte-Chroniken*) sind, ferner daß der deutsche Volksgeist, wo er ungetrübt und aus frischer Quelle sich äußerte, wie in der Baukunst und späteren Malerei, die allerherrlichsten Werke schuf.

Ueberhaupt auf alles, was nicht gelehrt, was nur reiner Abdruck des Menschlichen war, fiel in Deutschland der Schimmer der Poesie. Wie Ludwig der Fromme die Volkslieder verachtete,

*) Die vorzüglichste ist die Chronik von Speier.

bekannte er nicht allein seinen undeutschen und unkräftigen Sinn, sondern auch seine Ahnungslosigkeit des wahren Schönen.

In den Städten fand zum Glücke die Freiheit und die Poesie Zuflucht vor der einreißenden Barbarei.

So tödtend die Berührung der Gelehrsamkeit und Bildung eines ausgestorbenen Volks auf den Geist eines lebendigen wirkt, so erfrischend kann die Berührung eines lebendigen auf ein lebendiges seyn. Dies war der Fall, als Deutschland mit dem Orient bekannt wurde. Vielfach waren die Einwirkungen dieses Ereignisses auf Leben, Sitte und Bildung der Deutschen, wie besonders Heeren dies in seiner bekannten Preisschrift, „Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge," vortrefflich ausgeführt hat. Fremder Luxus wurde in den Städten und an Höfen eingeführt, Indien gab seidne Kleider, Edelsteine, Perlen, Spezereien, Asiens edle Früchte wurden einheimisch und eine große Heerstraße mit allen Herrlichkeiten des

Orients beladen zog sich, wie ein reich gestickter Band durch Deutschland hin. Die Bekanntschaft mit Griechenland, die Freiheit, Ausbildung und Bereicherung des Geistes, die Reisen und Kriegszüge gaben, bewirkten eine außerordentliche Umwälzung des Lebens. Bisher gab es fast nur Edle und Leibeigene, *) jetzt gab es auch Bürger, die durch Freiheit, Kraft, Reichthümer und Künste, dem Adel gegenüber, ein stolzes Selbstgefühl sich gebildet hatten. Es ist merkwürdig, wie die Kreuzzüge, die anfangs die Hierarchie und das Feudalsystem auf die höchste Spitze trieben, eben das republikanische Princip erzeugten, durch welches Hierarchie und Feudalsystem zu Grunde gingen.

Wie nun das Leben allezeit von der Poesie begleitet wird, so mußte auch dies Eingreifen einer neuen Zeit ihre Saiten berühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Wiederschein

*) Weil die Freien zu Leibeigenen herabgesunken waren.

dieſes Lebens war und die zum Theil noch in dieſe, zum Theil ſchon in die andere Periode der deutſchen Literatur fällt. Luſt, Anmuth, Scherz und aller ſatiriſche Uebermuth, den Reichthum und ein ſorgenfreies Leben giebt, ſind ihre charakteriſtiſchen Kennzeichen. Wenn dieſe Poeſie vom vierzehnten bis zum ſechszehnten Jahrhundert nicht ſo groß und weltumfaſſend war, wie die der epiſchen Zeiten, ſo wird doch niemand die heimiſche Fröhlichkeit und das mehr beſchränkte häusliche Weſen ohne Ergötzen betrachten können.

So wäre mit kurzen Zügen das Weſen, die Entſtehung und Fortbildung der deutſchen, das heißt, aus deutſchem Geiſt entſprungenen, volksthümlichen Poeſie angedeutet. Machen wir denſelben Verſuch über das Weſen, die Entſtehung und Fortbildung der romantiſchen oder ritterlichen Poeſie.

Die romantiſche Poeſie iſt eine beſondere Erſcheinung in jener Zeit, die weder direct in

das Wesen der deutschen Poesie eingreift, und noch weniger aus ihr hervorgeht.

Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf und aus allen Winkeln Europa's zogen die kreuzgestickten Mäntel nach dem gelobten Lande. Gleiches Streben, gleiches Leben, gleiche Gefahren verknüpften damals die verschiedenen Völker des christlichen Glaubens. Deutsche wurden mit Franzosen, mit Welschen bekannt, wie man damals alle südlichen Völker nannte, die lebhaft, mittheilend wie diese waren, und so konnte es nicht fehlen, daß die Deutschen bald sich ihre Sprache und Poesie aneigneten. Man weiß, daß sie ihre Troubadours auf Feldzügen mit sich nahmen und diese, wie sie selbst, sangen Liebeslieder und übten die gaya cientia, die fröhliche Wissenschaft, wie sie ihre Kunst nannten. Sodann lebten damals viele französische Dichter, welche die romanischen Nationalsagen von Carl dem Großen, Roland, der Schlacht von Ronceval, und ebenfalls die

TAYLOR INST. OXFORD

englischen vom König Artur und der Tafelrunde, vermischt mit Mährchen und Zaubereien des Orients in Verse brachten und aufschrieben.

Alle diese Poesien verbreiteten sich in kurzer Zeit in Deutschland, Italien, ja selbst bis nach Irland. Schon damals verleugneten die Deutschen ihren heutigen Charakter nicht: sie waren am fleißigsten, was sich aufbringen ließ von fremden Gedichten, das wurde übersetzt und selbst die mittelmäßigen und schlechten wurden nicht verschmäht. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt und hierin wurden ihre Vorgänger gewiß übertroffen, bei dem tieferen Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so recht gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen und so thaten sich viele Dichter zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer künstlicher erweitert wurden.

So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft Gebil-

deter, Adeliger, Ritter, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es eine Ehre war, solch' adlige Kunst zu treiben. Diese Poesie war es, die man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu allererst aus bestäubten Pergamenten hervorgrub (die meisten sind Prachtexemplare reicher und vornehmer Herren), welche man für die einzige des Mittelalters hielt und wonach man den Werth der deutschen Poesie berechnete.

Fragen wir nun, wie sie sich zur deutschen Nationaldichtung verhielt? Einiges vorauf.

Kunstpoesie, d. h. mit Bewußtseyn und Absicht gedichtete, ist, ihrer Idee nach, eben so nothwendig und zulässig, als Naturpoesie; denn wenn die Kunstpoesie ächt ist, so setzt sie die Naturpoesie fort, das heißt, wo diese untergeht, bildet sie den Ersatz derselben. So ist Hans Sachs ein Kunstdichter und Nationaldichter zugleich, und wer wollte den Kunstdichtungen Goethe's die deutsche Natur und Grundader absprechen? Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des

Stoffes; die Individualität des Dichters steigert sich zur Individualität der Nation. Wo dies Verhältniß aber nicht die rechte Mischung hat, entsteht mehr oder weniger Manier, Trennung des Natürlichen vom Poetischen und Unvermögen des Volkes, dergleichen zu verstehen und zu genießen.

So war es im Mittelalter. Abgesehen, daß diese romantische Kunstpoesie überflüssiger war, da die Volkspoesie noch in der Blüthe stand, so war dieselbe auch unter dem Charakter der ächten Kunstpoesie concipirt, lag außer dem Geiste der Nation und verlor sich in Manier. Es war die Poesie einer gewissen Classe. Zum Volke gelangten die adligen Pergamente nicht und im Volke fand der Gesang der Höfe kein Echo. Diese Minnelieder mit ihrer verfeinerten Sentimentalität waren nicht die Liebeslieder des Volkes, und diese epischen Rittergedichte waren nicht einmal von ihren Verfassern auf Vortrag im Gesang, sondern nur zum Vorlesen und einsamen Lesen berechnet.

Vielmehr standen sie in reinem Gegensatze

zur Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dietrich von Bern und den andern großen Helden, wie z. B. die Chronik von Quedlinburg aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt, indem sie sagt: hic est Theodoricus ille, de quo cantabant rustici und Jacob Twinger von Königshofen sagt in seiner elsässischen Chronik vom Jahre 1386: „Dietrich von Bern, von dem die Geburen so viel singent und sagent;" und noch Aventin in der bairischen Chronik aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts berichtet: „man findet nit bald einen alten König, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sey, als Dietrich von Bern." —

Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als die Volkspoesie und die Ritterpoesie. Jene war ein großes, allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, Kämpfe der Männer, Untergang ganzer Nationen, herab bis zum häuslichen Leben der Helden, zu den Weibern, die sich Träume erzählen, zu den

Müttern, die ihre Töchter warnen, zu den Gesprächen eines Koches mit dem Fürsten, alles episch vollständig, nichts klein und nichts groß, wie in der Iliade. Und welch ein Geist der Unschuld, der alles so nackt und ohne Erröthen sagt und schildert, als ob ein Kind Thatsachen berichtete, von denen es Augenzeuge war. So Brunhildens Bezwingung durch Siegfried, so, wenn der alte Hildebrand Chrimhildens Küsse abweist und unwillig ausruft: das Hurenwerk laßt seyn!

Wie ganz anders die Ritterpoesie; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer, die nur durch übermenschliche Tapferkeit bestanden werden. Dazwischen die Liebe heiß und üppig, die Treue nur, wie in Tristan und Isolde, als Bezauberung im phantastischen Gewande; nirgends will den Frauen der Mantel der Treue so recht passen. Das ist der an sich anmuthige und poetische, aber tief unter jener Großheit stehende Charakter der romantischen Dichtung.

Die Poeſie ſpricht einfach und klar, jedem verſtändlich und eindringlich zum Gemüth; aber wo ſie nicht im Grunde waltet, da redet der Dichter verwirrt und ängſtlich und ſucht überall nach einer Stütze. Die romantiſchen oder ritterlichen Dichter holten ihre Materialien von allen Seiten herbei und ihrer Poeſie mangelt es daher an reinem Guſſe, an innerer Nothwendigkeit. Zuerſt wird das Leben Jeſu erzählt und die damalige Theologie entwickelt, (am ſchönſten in die Geſchichte eingeflochten geſchieht dies im Titurel des Gottfried von Straßburg) dann kommen Nachrichten, auf welchem Wege der Dichter zu der Aventiure gelangt, darauf vom Dichter ſelbſt und ſeinen Genoſſen, wie von ihren und ſeinen übrigen Werken, endlich wird die Begebenheit eingeleitet durch Lobpreiſung der ſüßen Minne. In der Erzählung ſelbſt treten die Geſtalten nur ſelten in beſtimmten Umriſſen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abſchweifung wird mit Freuden ergriffen und es ſcheint eine gewiſſe Aengſtlichkeit

des Dichters hindurch, die Sache genau anzugreifen und sie allein im Auge zu behalten. Die Wörter gleiten an der Sache weg und nicht oft trifft eins den rechten Fleck. Und obwohl Einiges sich über diesen Charakter erhebt, so ist doch nichts in keiner Hinsicht mit dem Nibelungenliede zu vergleichen.

Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, der im Mittelalter als Unterschied zwischen Volks- und Ritterpoesie entsprang, dehnte sich in immer tieferem Risse aus und nur in Liedern aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zeigt sich wieder einige Annäherung und Verbindung. Es wird vom vierzehnten bis fast zum siebzehnten Jahrhundert recht klar, wie beide weit entfernt neben einander herlaufen, der eine lebendig und flüssig, der andere verhärtet in den ungelenken Formen der späteren Meistersängerei, allegorisch ausstaffirt, Zettel mit kalten Moralsprüchen im Munde und nicht an lebendigen Tänzen, sondern an Todtentänzen sich erfreuend.

Das Lied der Nibelungen.

Es ist der nationale und dichterische Werth der Volkspoesie und insbesondere der Nibelungen, im Gegensatze zu den romantischen Ritterdichtungen, auseinander gesetzt worden.

Es handelt sich nun um die beste Art, Ihnen die Bedeutung und die Schönheiten dieses Gedichtes klar und anschaulich zu machen. Ich wähle dazu folgenden Weg; erst werde ich Ihnen den detaillirten Inhalt des Gedichtes, Abenteuer für Abenteuer (es sind deren 39) mittheilen; dann werde ich einige naheliegende Betrachtungen über diesen Inhalt anstellen und zwar hauptsächlich 1) über das Geschichtliche der Nibelungen, 2) über den Zusammenhang der nordischen und deutschen Sagen aus dem Kreise der Nibelungen und 3) über den etwaigen symbolischen Kern des Gedichtes — eine Frage, die erst in neuester Zeit erhoben und noch gegenwärtig von deutschen und nordischen Sprachgelehrten lebhaft behandelt wird.

Darauf werde ich ihnen einige Abenteuer der Nibelungen, theils in der Grundsprache, theils in Uebersetzung vorlesen und ihnen auf diese Weise den eigenthümlichen poetischen Hauch unserer Ilias fühlbar machen.

Aeußere Schicksale des Gedichtes.
(A. W. Schlegel im D. M.)

Leider sind die Nibelungen bis jetzt fast nur noch in den Händen deutscher Sprachgelehrten. Es bestätigt sich daran die Erfahrung, wie schwer es hält, daß eine dichterische Ueberlieferung, ausgestorbene Sagen der Vorzeit enthaltend, hindurchdringt zu allgemeiner und lebendiger Theilnahme.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist jetzt verflossen, seit Bodmer es wieder entdeckte und die zweite Hälfte desselben unter dem Namen: Chrimhildens Rache herausgab. (1757. Manuscript zu Hohenems, zu St. Gallen und zu München.)

Sie blieb unbeachtet, nicht allein vom Volk und den Gebildeten, sondern von Männern, wie Klopstock. — (Dessen Gelehrtenrepublik — Oden — Hermanns Tod — Barditen.) Lessing hatte Chrimhildens Rache gelesen, aber nur mit Rücksicht auf die Sprache.

Herder, der die Volksgesänge aller Himmelstriche sammelte und würdigte, ließ nichts von den Nibelungen verlauten.

Auch die Erneuerer des Volksgesetzes, Bürger, Goethe haben die Nibelungen nicht begrüßt, obwohl letzterer Hans Sachs wieder zu Ehren brachte.

So viel von der ersten Aufnahme bei Erscheinung des Werkes. Es ist wahr, daß Bodmer, der überhaupt den Geist der Nibelungen durchaus nicht ahnte, den großen Fehler gemacht hatte, nur einen Theil derselben herauszugeben. Als er sah, daß dieser in der Ursprache wenig Aufmerksamkeit erregte, schrieb er dies dem Nichtverstehenkönnen zu und lieferte eine Uebersetzung

in Hexametern. Sulzer in d. Bibl. d. sch. Wiss. that sein Möglichstes, um Bodmer's hexametrische Nibelungen herauszustreichen, aber ohne Erfolg.

So blieb der Stand der Sache bis zum Jahr 1782, wo das ganze Lied der Nibelungen im Druck erschien. Der Herausgeber war ein gewisser Müller, der unter Bodmer's Rath und Aufsicht arbeitete und ihm die Handschrift verdankte. Er war aber dem Zwecke durchaus nicht gewachsen. — Gleich auf dem Titel heißt es: ein Rittergedicht aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert! und in der Vorrede sagt er: ich kenne weder den Autor, noch die von ihm aufgeführten Personen, die doch nicht ganz erdichtet scheinen. Er kannte also weder Attila noch Dietrich. Auch war die Ausgabe höchst unkritisch und voll von Druckfehlern.

Bald nach Erscheinung des Gedichtes ließ sich Joh. v. Müller darüber aus; in den Göt-

tinger Anzeigen, wie in den Schweizerschriften. In letzteren sagt er: es kann eine nordische Ilias werden.

Müllers Worte machten wenigen Eindruck. Die erste wirkliche Erregung ging von der romantischen Schule aus. Tieck übernahm eine Bearbeitung, die er aber später liegen ließ, er wollte gewisse Lücken der Müllerschen Ausgabe durch scandinavische Sagen ersetzen; allein später fand sich, bei Vergleichung der Handschriften, die organische Vollständigkeit des Gedichts. A. W. Schlegel hielt 1804 in Berlin Vorlesungen über die deutsche Literatur und das Nibelungenlied, er las ein Abenteuer vor, von der Hagen war zugegen und wurde dadurch angeregt zu einer Uebersetzung und dann zu einer kritischen Ausgabe der Nibelungen, die 1810 erschien; davon die dritte Auflage mit den Lesarten aller Handschriften, Einleitung und Wörterbuch 1820 herauskam. Darauf haben Zeune, Büsching, Lachmann, Mano und Andere

zu verschiedenen Zeiten Ausgaben der Nibelungen ans Licht gestellt, und Karl Simrock eine neue Uebersetzung herausgegeben, die im Jahr 1827 in zwei Bänden herauskam. Ziemlich stark ist auch die Anzahl der erläuternden Schriften über die Nibelungen, die letzte ist von Rosenkranz 1827.

Bei alle dem gehört das Lied nur einem gewissen Kreise an und es ist mehr eine Zufälligkeit, daß Dieser und Jener die Bekanntschaft desselben macht. Kann es nicht Volksbuch werden, so ist seine Wiederentdeckung vergeblich gewesen; Allen oder Niemand muß es angehören. Besser als durch eine neue Ausgabe derselben, oder durch eine neue Schrift darüber, scheint mir daher derjenige sich verdient zu machen, der sie auch nur auf einer einzigen Schule einführt. Es giebt künftige Schulmänner unter Ihnen; erwerben Sie sich dieses Verdienst.

Vorlesung des Inhalts der Nibelungen.

Alter der gegenwärtigen Recenſion.

Das Nibelungenlied in der jetzigen Geſtalt iſt gerade 600 Jahre alt; dies wiſſen wir mit vollkommner Gewißheit. Es kann nicht früher, als in den letzten Jahren des zwölften, nicht ſpäter, als im erſten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt ſeyn.

Nicht früher und dies erhellt zunächſt aus der Sprache und dem Versbau, beſonders aus letzterem. Die Reime ſind genau und fallen auf die betonten Silben, jede Zeile hat in der Mitte ihren Einſchnitt, wodurch ſie in zwei Halbzeilen aufgelöſt wird, die Zeilen ſind in Strophen abgetheilt, wovon vier auf jede Strophe kommen und zwar ſo, daß die letzte Halbzeile für gewöhnlich einen Fuß oder Accent mehr enthält. Jede Halbzeile beſteht aus drei Accenten, die ganze alſo aus ſechs. Der Rythmus iſt wechſelnd und fühlbar. Solcher Versvollkommenheiten können ſich frühere Gedichte nicht berühmen. Auch über

die gleichzeitigen Rittergedichte behauptet das Lied in dieſer Hinſicht den Vorrang. Einzige Ausnahme der Titurel.

Der unwiderlegliche Beweis aber, daß die Nibelungen nicht älter ſeyn können, als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, iſt der Umſtand, daß der Stadt Wien darin erwähnt wird, und zwar als einer bedeutenden Stadt, als der Hauptſtadt von Oeſterreich. Dies wurde Wien erſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts.

Der Beweis, daß die Nibelungen auch nicht jünger, als etwa des erſten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, liegt theils in der Beſchaffenheit der drei Handſchriften, beſonders aber in der Erwähnung des Liedes von Zeitgenoſſen. Wolfram von Eſchenbach ſpielt unzweideutig darauf an im Parzival und Titurel; und Parzival iſt noch bei Lebzeiten des Landgrafen Herrmann von Thüringen geſchrieben, der 1215 ſtarb.

Frühere Bearbeitungen des Liedes.

Wir setzen immer voraus, daß die Nibelungen in jetziger Gestalt nur die neueste Bearbeitung enthält. Die Beweise dafür sind innere und äußere, mittelbare und unmittelbare.

Der ganz entscheidende innere Beweis ist der geschichtliche Gehalt des Werkes, die Kenntniß des Attila, von den deutschen Stämmen zur Zeit der Völkerwanderung, vom burgundischen Königreich am Rhein — die Uebereinstimmung mit nordischen Sagen, die uns auf eine gemeinschaftliche Quelle des Liedes hinweisen; dann uns vorzüglich die sichtbare, deutliche Spur eines früheren großartigeren und genialeren Wurfes des ganzen Gedichts, der heidnischen Heldencharaktere, des vorritterlichen und vorromantischen Grundes, im Gegensatze zu einer spätern Hand, die eine christliche Hülle, wenn auch nur eine dünne und durchscheinende, darüber hingeworfen hat.

Die äußeren Beweise bestehen 1) in Erwähnung des Gedichts, in Anspielungen darauf, die bereits erwähnt worden; 2) in dem ausdrücklichen Zeugniß des Dichters, daß er nicht der Erste sey, welcher das Abenteuer besungen.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesait
Von Helden lobebären, von großer Kühnheit,
Von Freuden und Hochgezîten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Johann von Müller hat die Ansicht von einer dreifachen Bearbeitung der Nibelungen aufgestellt: einer ersten, welcher die Hauptsache und vielleicht hie und da Worte angehören, einer zweiten, welche bald nach dem zweiten Einfall der Hunnen und ihrer Niederlage geschrieben, und der dritten, welche die jetzige Bearbeitung ist.

Beurtheilung dieser Ansichten. Uebergang zu den nordischen Sagen über die Nibelungen. Verhältniß der nordischen

Poesie zur deutschen. (Eifersucht der nordischen und deutschen Gelehrten.)

Vorlesung von Jacob Grimm: über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen.

Die Uebereinstimmung und der Unterschied der nordischen Sagen aus dem Nibelungenkreise mit den deutschen wird Ihnen erhellen durch folgende Darstellung aus der Wolsungasaga, die aus der Edda geschöpft hat, und nach dänischen Gelehrten (E. Müller) in das dreizehnte Jahrhundert fällt.

Nach der Wolsungasaga stammt Sigurd vom berühmten König Volsung, dem Odin das Schwerdt Gram gegeben. Sigurds Vater war in der Schlacht gefallen, seine schwangere Mutter ward vom Wahlplatze als Sclavin von einem dänischen Königssohn, der am Ufer landete, weggeführt und der Knabe dem Schmidt Reigin zur Erziehung übergeben. Reigin lehrte ihn die Künste der

Zeit, Schachſpiel, Runenſchrift und mancherlei Sprachen. Er reizte ihn auch den König, der ſein Stiefvater geworden war, um die geraubten Schätze ſeines Vaters zu bitten. Sigurd bat ihn um ein Roß, der König ließ ihn auf der Weide auswählen und Odin half ihm das Roß Grane aufzufinden, das von Reigners Geſchlecht war. Reigin verlangte darauf, er ſolle Fofners Gold ſuchen und auf die Frage, was das für ein Gold ſey, erzählte er ihm folgende Geſchichte:

Mein Vater Hreidmar hatte drei Söhne, Fofner, Ottur und Reigin. Ottur konnte ſich in eine Otter verwandeln, und in dieſer Geſtalt pflegte er Fiſche zu fangen in einem Waſſerfall der Nachbarſchaft. Da ſaß er gerade mit einem Lachs, als Odin, Loke und Häner daher kamen, Loke nahm einen Stein und ſchlug ihn todt. Die Aſen zogen der Otter das Fell ab und kamen wohl zufrieden mit ihrem Fang nach meines Vaters (Hreidmar's) Wohnung. Hier aber wurden ſie ergriffen und mußten ſich mit ſo vielem Golde

abkaufen, daß es den Otterbalg ausfüllen und zugleich bedecken konnte. Um Gold zu erhalten, lieh sich Loke einer Meergöttin Netz, warf es in jenen Wasserfall und fing damit den Zwerg Andver, der in Hechtsgestalt dort nach Fischen jagte. Der Zwerg mußte sich mit all seinem Golde loskaufen, aber da Loke ihm auch noch seinen letzten Goldring nahm, weißagte der Zwerg, der Ring solle seinem jedesmaligen Besitzer den Tod bringen. (Wir werden später sehen, daß dieser Fluch in Erfüllung geht, alle, die ihn ansteckten, starben eines gewaltsamen Todes.)

Sigurd bat nun Reigin, ihm ein Schwerdt zu schmieden; dieser schmiedete zweimal, aber die Klinge hielt die Probe nicht. Da brachte ihm Sigurd das Schwerdt, das sein sterbender Vater auf dem Schlachtfeld zerbrochen und wovon er die Stücke seiner Mutter gegeben. Davon schmiedete Reigin ein Schwerdt, das die Wucht hatte, Ambosse zu spalten, und schwimmende Wolle durchschneiden konnte. Mit diesem Schwerdt zog

Sigurd fort, zuerſt zu ſeiner Mutter Bruder, der ihm ſeine Schickſale weiſſagte, dann zu Schiff mit einem auserleſenen Heer nach dem Lande, wo ſein Vater erſchlagen war. Des Königs Hunding's Söhne zogen Sigurd entgegen mit einem großen Heer, allein ſie wurden Alle erſchlagen und Sigurd zog als Sieger nach Hauſe.

Nun will Sigurd die Schlange Fofner tödten. Reigin führt ihn zu ihrem Lager. Ein alter Mann mit herabhängendem Bart lehrt ihn, ſich vor ihrem Blut zu bewahren. Sigurd erſchlägt den Drachen, Reigin, der ſich während des Kampfes verborgen hatte, tritt nun zu ihm und trinkt das Blut Fofners und bittet Sigurd, mit dem Herzen zum Feuer zu gehen und es zu braten. Beim Braten nimmt dieſer einen Tropfen des Herzblutes auf ſeine Zunge, und wunderbarerweiſe verſteht er nun die Sprache der Vögel. Dieſe verrathen ihm, daß Reigin ihn betrügen und verrathen will. Sigurd kommt ihm zuvor, ſchlägt ihm den Kopf ab, ißt ein Stück des Herzens,

wodurch er weiſe wird, und hebt den Schatz (den Hort), den Fofner in der Höhle bewachte. Darauf reitet er weg mit dem Gold und dem goldenen Ringe auf Grane's Rücken.

Er zog nun die Straße ſüdlich nach Frankenland und ritt ſo lange fort, bis er zu dem Hindarberge kam. Da ſah er ein Licht wie Feuer zum Himmel aufflammen und eine Schildburg vor ſich. Darin fand er ein Weib in voller Rüſtung ſchlafend, welcher der Panzer angewachſen zu ſeyn ſchien. Sigurd durchſchnitt den Panzer mit ſeinem Schwerdt, das Schildmädchen erwachte und nannte ſich eine Walkyre, die durch Odins Rache in eiſernen Schlaf verſenkt war. Sie lehrte ihn in ſiebenzehn Strophen die Macht der Runen, und außerdem Lebensweisheit in verſchiedenen Ausſprüchen. — Darauf ſchworen ſie ſich ewige Treue und Sigurd ſteckte ihr ſeinen Ring an den Finger. Nun ritt Sigurd auf ſeinem Grane mit allem Golde weiter, und kam in die ſüdlichen Rheingegenden, in das Land des Königs Giuku (Günther),

dessen Gemahlin die zauberkundige Chrimhilde war, die drei Söhne und eine Tochter Gudrune von ihm geboren hatte. Chrimhilde gewann den Helden so lieb, daß sie ihn zu ihrem Tochtermann bestimmte. Sie gab ihm daher einen Zaubertrank, wodurch er Brynhilde (die Schildjungfrau) vergaß und Gudrune heirathete. Nachdem nun Sigurd und die Giukungen (die drei Söhne des Giuku, Gunnar, Hagei und Guttorm) weit und breit über Land gefahren waren und große Thaten verübt hatten, rieth Chrimhilde ihrem Sohn Gunnar, um die Brynhilde zu werben. Diese wohnte in ihrem Jungfrauensaal (Jomfrubuur) und der war mit feuriger Lohe umringt (Wafurloga), und nur den Mann allein wollte sie nehmen, der durch die Flammen ritt. Gunnar konnte sein Roß nicht durch das Feuer bringen. Da vertauschten Sigurd und er, die Waffenbrüder, ihre Gestalt, und Sigurd ritt statt seiner auf dem Grane durch das Feuer und warb um Brynhild, als wäre er Gunnar. Sie mußte, obwohl ungerne, ihr Gelübd

halten, aber Sigurd legte ſein Schwerdt zwiſchen ſie und ſich, als er drei Nächte bei ihr ſchlief. Darauf zog er den Ring von ihrer Hand und gab ihr einen andern. Später ward ein prächtiges Beilager gehalten, wobei der wirkliche Gunnar als Bräutigam auftrat.

Nun ereignete ſich eines Tages, daß Brynhilde und Gudrune an den Rhein gingen, ſich zu baden. Da Brynhilde weiter den Strom hinaufging und Gudrune ſie nach der Urſache fragte, antwortete ſie, weder hier, noch ſonſt werde ich mich Dir zur Seite ſtellen. Mein Vater war mächtiger, als der Deine (ſie erſcheint als Budli's Tochter, d. h. als Atli's Schweſter), mein Mann hat größere Thaten verrichtet, er iſt durch die Wafurloga geritten. Da ließ Gudrune ſie erfahren, daß ihr Mann, Sigurd es war, der über das Zauberfeuer geritten, der bei ihr gelegen und ihr den Ring vom Finger gezogen, welchen ſie (Gudrune) gegenwärtig trage. Brynhilde ward darüber bleich, wie eine Leiche, und redete kein Wort.

Des andern Tages ſtritten ſich die Königinnen wieder um den Vorrang ihrer Männer, und Gudrune berief ſich auf das, was da geſungen wurde: Sigurds Sieg über den Drachen iſt mehr werth, als König Günthers ganzes Reich. Nun legte ſich Brynhilde vor Aerger halbtodt zu Bette. Als Gunnar zu ihr kam, warf ſie ihm ſeine und ſeiner Mutter Betrügerei vor und wollte Gunnar tödten; ſie erfüllte die Burg mit lauten Klagen und überhäufte Sigurd mit den bitterſten Vorwürfen. Der erſchütterte Sigurd ſagt zu ihr: Lieber, als Du ſterbeſt, will ich Gudrune verlaſſen und Dich zum Weibe nehmen. „Und ſo ſchwollen ſeine Seiten, daß ſeine Panzerringe entzwei ſprangen.“ Nicht will ich Dich, erwiederte Brynhilde, und auch keinen andern.

Darauf drohte die gekränkte und rachdürſtige Brynhilde ihren Mann Gunnar zu verlaſſen, würde er nicht den Sigurd und ſein Kind tödten. Der jüngſte Bruder durchbohrte darauf den im Bett ſchlafenden Sigurd, Gudrune wehklagte,

Brynhilde lachte über ihren Jammer, ließ sich durch Gunnars Liebkosungen nicht besänftigen und erstach sich selbst, nachdem sie verordnet hatte, ihren Leichnam mit Sigurds auf demselben Scheiterhaufen zu verbrennen.

Grane neigte kummervoll sein Haupt, Gudrune jammerte, flüchtete hinaus in den Wald und kam zuletzt nach Dänemark. Chrimhilde, ihre Mutter, entdeckt sie und überredet sie, wider ihren Willen, zu einer zweiten Heirath mit König Atli: niemals lächelte Gudrune dem Atli.

Atli war begierig nach ihrer Morgengabe, dem Golde, dessen Besitzerin sie nach Sigurds Tode geworden und das in den Händen der Giukungen zurückblieb. Atli schickte einen Gesandten an die Giukungen, sie zu einem Besuch und einem großen Gastgebote einzuladen. Gudrune, die seine böse Absicht merkt, schnitzte Runen und sandte einen Ring, worein ein Wolfshaar geknüpft war. Der Gesandte schnitzte die Runen um, obwohl

vergeblich, denn der Betrug wurde entdeckt. Dennoch gingen die Giukungen in die Falle.

Atli befahl seinen Leuten, sie in der Halle anzugreifen. Als Gudrune Waffengetöse hörte, stürzte sie sich unter ihre Brüder und suchte einen Vergleich zu stiften. Da alle sich weigerten, panzerte sie sich, nahm ein Schwerdt und stritt für ihre Brüder. Dem zuletzt überwältigten Hogne (Hagen) befahl Atli das Herz auszuschneiden. Gunnar wurde mit festgebundenen Händen in einen Schlangenhof gesetzt.

Stolz über seinen Sieg spottete Atli über Gudrune. Diese, aus Rache, schneidet ihren beiden Söhnen, die sie von ihm hat, den Hals ab und setzt Blut und Fleisch als Speise vor den Vater, den sie zuletzt selbst durch Hogni's Sohn tödten läßt (Niflung). Darauf zündete sie Atli's Halle an und verbrannte den König Atli und alle seine Leute mit ihm.

Vergleichung der nordischen Sage mit der deutschen.

Vergleicht man nun diese nordische Darstellung mit der deutschen im Nibelungenliede, so sehen wir, daß gewisse Hauptbegebenheiten, wie Sigurds Ehe, sein Tod und der Untergang der Nibelungen in beiden übereinstimmen, so wie auch der Charakter Sigurds, des edlen aber unvorsichtigen Helden, beibehalten ist. Auch die Namen der Hauptpersonen sind im Wesentlichen dieselben, nur daß Chrimhilde im Nordischen als die Mutter der Giukungen, im Deutschen als die Gemahlin Siegfrieds erscheint, und die Mutter Ute ist im Deutschen eine alte gutmüthige Frau. — Brunhildens Stolz ist sowohl in der deutschen, als in der nordischen Dichtung hervorgehoben; die nordische macht Brunhilde durch ihre unglückliche Liebe zu Sigurd noch mehr zur tragischen Person. Brunhilde verschwindet in der deutschen Dichtung.

Zwiefacher Sagenstoff.

Hauptsächlich merkwürdig ist aber in der nordischen Dichtung die Bedeutsamkeit des Schatzes und des Fluches, der darauf ruht, hervorgehoben. In der deutschen weniger, denn es ist Chrimhildens Rache, welche hier den Untergang der Nibelungen nach sich zieht, dagegen im Nordischen Atli's Hab- und Herrschsucht; dies führt auf die Vermuthung, daß die Sage von Sigurd und dem Gelde mehr der nördlichen Dichtung, als dem Nibelungenliede angehöre, und daß letzteres eigentlich aus zwei großen Hauptparthieen zusammengesetzt sey, der Sage von Sigurd, dem ältesten Theil, und der Sage vom Untergang der Burgunden durch den hunnischen Atli (Attila) mit Hülfe Dieterichs (Theoderich der Große.)

Historisch ist nur das letztere zu begründen. In der lex Burgundionum werden wirklich als

burgundiſche Könige ein Giebich (Giuki) und ein Gudahar (Gunther), wie ein Gislahar (Gieſeler) erwähnt.

Manche haben auch Siegfried als hiſtoriſche Perſon aufgeführt, und ihn einen König der ripuatiſchen Franken genannt, der Sigebert geheißen. Allein dies iſt ein Irrthum.

Ethiſcher Kern der Sage.

Durch die Abſonderung der Nibelungen von den Burgundern (letztere hießen im Verlauf auch Nibelungen, weil ſie in den Beſitz des Schatzes kamen) gelangen wir auf den mythiſchen Kern des Gedichtes. Siegfried war ein Sohn der Wolſungen und knüpfte ſein Geſchlecht an die Götter, war vielleicht ſelbſt ein alter Gott, der unter fremdem Namen auftritt. Durch die Beſiegung der Nibelungen macht er ſich zum Herrn des

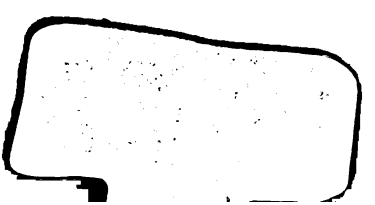
Schatzes, der ihn ſpäter in's Verderben ſtürzt. Die Nibelungen, Niflungen, ſind die Söhne des Nebels, nifal, niflhel, oder niflheim, des finſtern Sitzes der Verſtorbenen. Dieſen raubt er das Gold und iſt dafür der Unterwelt verfallen und er muß die ſtrahlende Jungfrau nicht für ſich, ſondern für ſeinen Herrn, den König des Todtenreichs, erobern; und das Gold kehrt, nachdem es Verderben ausgeſäet, wieder in die Tiefe des Rheins zurück.

Die Ausführung, die an dem Satze haftet, daß das Gold, obwohl begehrungswerth, doch in die Gewalt der unterirdiſchen Mächte bringt — erſcheint hier im mythiſchen Gewande. Für den Hauptgedanken iſt in der Sage manches Ueberflüſſige, wie immer in ähnlichem Fall. Vielleicht kann man ſich unter Sigurd den einäugigen nordiſchen Gott Baldur vorſtellen, der vom blinden Hödr auf dem Miſtel (Dorn) erſchoſſen wird, und Hagano, der einäugige Mörder Siegfrieds hat

ſeinen Namen von Hagan, Stechdorn. Doch dieſes ändert an der ſymboliſchen Bedeutung der Nibelungenſage nichts.

Profeſſor Trautvetter in Mietau machte aus Atli den Kalk, aus Gunnar die Kohle, aus Sigurd die Salzſäure, aus Brynhild die Luftſäure, aus dem ganzen Gedicht alſo einen chemiſchen Prozeß, ſo daß Sigurds Ermordung das Verdampfen der Salzſäure bedeutet!! —

Sie kennen den „gehörnten Siegfried," wenigſtens von Hörenſagen (das Wort gehörnt ſteht für hörnern, gebraucht von der ſtarken, undurchdringlichen und unverwundbaren Haut, welche Siegfried bekam, als er ſich im Blute des Drachen wuſch). So tief ſank die Poeſie der

Sage unter ihre frühere Größe, und gerade so tief steht in poetischer Hinsicht das sechszehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert unter jenen Jahrhunderten der — Barbarei.

70715738